

Kleutgen stand zu sehr in seiner Zeit, als daß er in Einzelfragen davon verschont geblieben wäre. Wir zweifeln aber, ob es richtig ist, zu sagen: „Die stark aprioristische und intellektuelle Einstellung hinderte unseren Theologen, die ganze Wirklichkeit des Glaubens und seines Gegenstandes zu sehen“ (122), oder gar: „Das Fundament seiner Spekulation ist nicht tragfest“ (122).

Es soll aber nochmals hervorgehoben sein, daß der mehr psychologische Teil der Arbeit eine wertvolle Ergänzung enthält, die man nur begrüßen kann. Denn bei so komplexen Akten ist es immer gut, sie von verschiedener Sicht aus zu betrachten. Nur glauben wir nicht, daß es gut war, das in „Auseinandersetzung“ mit Kleutgens ganz anderer Sicht zu tun. Besser wäre gesagt: in „Ergänzung“. Es sei dafür etwa auf die ausgezeichneten Darlegungen von B. über die Glaubensauffassung bei Jaspers (83 ff.) hingewiesen oder die Stellungnahme zur Kontroverse Jaspers—Reiner. Wenn letzterer auch mit Recht die Unabhängigkeit des Glaubensgegenstandes gegen Jaspers herausarbeitete, so hat B. mit Recht seine Auffassung, Glaube sei „ganz und gar geworfener Glaube“, d. h. „ohne Grund in mir auftretende Gewißheit“, abgelehnt (85). Dagegen protestiere das klare Bewußtsein der Aktivität und der Freiheit des Willens. Wir empfehlen daher gerade diese psychologische Ergänzung Kleutgens eingehendem Studium.

H. Weisweiler S. J.

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen. Erkenntnislehre. Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

Das Problem der Gesetzlichkeit. 1. Bd.: Geisteswissenschaften; 2. Bd.: Naturwissenschaften. gr. 8° (246 u. 200 S.) Hamburg 1949, Meiner. — Die beiden Bände enthalten die Vorträge, die im Juli 1948 auf der Tagung der „Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften“ in Hamburg gehalten wurden. Das Problem der Gesetzlichkeit drängt sich nicht nur durch die Erörterungen über die Unbestimmtheit im mikrophysikalischen Bereich, sondern auch in den wissenschaftstheoretischen Untersuchungen über den Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften immer wieder auf. Die Vorträge der Tagung beleuchten das Problem darum aus der Blickrichtung der verschiedensten Wissenschaften: Im 1. Bd. kommen nicht nur die Vertreter der Geisteswissenschaften im engeren Sinn, wie der Sprachwissenschaft (B. Snell und E. Wolff), der Geschichte (W. Flitner), der Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaft (H. Plessner und B. Pfister), sondern auch ein Psychologe (H. Wenke), drei Philosophen (J. König, R. Laun und H. Sauer) und ein (protestantischer) Theologe (H. H. Schrey) zu Wort. Der 2. Bd. behandelt die Fragen von Seiten der Mathematik (M. Deuring), der Naturwissenschaften von der Physik bis zur Biologie (P. Jordan, P. Hardeck, C. W. Correns, R. Tscheche, B. Rensch, A. Meyer-Abich), der Medizin (F. O. Horing); dazu kommt ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag von H. Schimank: Der Aspekt der Naturgesetzlichkeit im Wandel der Zeiten (139—186); auch H. H. Schrey und W. Flitner kommen auf die geschichtliche Entwicklung des Gesetzesbegriffs zu sprechen. Für das Altertum und Mittelalter, aber auch noch für Descartes, Leibniz und Newton sind die Naturgesetze göttliche Satzung; seit dem 18. Jahrhundert erfolgt ihre „Säkularisierung“. Während sie aber noch 1781 für Brisson Regeln sind, „nach denen die Körper aufeinander wirken“, wird in der Folgezeit auch der Gedanke des Wirkens aus dem Begriff der „Kausalität“ immer mehr ausgeschieden; Naturgesetze sind schließlich möglichst mathematisch formulierte Aussagen über allgemeingültige Zusammenhänge zwischen natürlichen Gegebenheiten. In

diesem Sinne faßt auch R. Laun (I 121—139) den Begriff des Gesetzes; er betont im übrigen, daß die Gesetze nicht nur Aussagen sind, sondern daß ihnen eine reale Notwendigkeit des Geschehens entspricht. Während L. klar zwischen Sachgrund und Erkenntnisgrund unterscheidet, sucht J. König (I 25—120) die „Kausalität“ völlig auf das Grund-Folge-Verhältnis zurückzuführen: Ursache ist der Erkenntnisgrund für die Tatsache einer Veränderung, der Beweis, dessen Schlußsatz das zu Erklärende ist. H. Sauer widmet dem „Begriff des Wahrscheinlichkeitsgesetzes“ scharfsinnige logische Analysen (I 173—193). Wahrscheinlichkeitsgesetze beziehen sich stets auf ein Kollektiv; ihre Existenz setzt determiniertes Einzelgeschehen voraus; in diesem Sinn ist Physik ohne Kausalität unmöglich; erst recht lehnt S. „Freiheit“ im Bereich der Mikrophysik ab. Die Wahrscheinlichkeitsgesetze erklärt er durch die „Spielraumtheorie“ des Physiologen v. Kries. Während die Philosophen auf eine tiefere Begründung der Naturgesetzlichkeit verzichten, betont der Theologe H. H. Schrey in seinem Beitrag „Gesetz und Schöpfung“ (I 195—208) mit Recht eine letzte Kontingenz der Naturgesetze, weil auch die Naturgesetze auf der freien göttlichen Schöpfungstat beruhen. Der Glaube gibt aber doch von der Offenbarung her ein Vertrauen auf die Gesetzlichkeit der Natur (vgl. Gen 8, 22). Freilich bestände hier für die Naturphilosophie die Aufgabe, auch die innerweltlichen Seinsgründe dieser Gesetzlichkeit aufzuweisen. Weil Sch. die innerweltliche Fundierung der Gesetzlichkeit in der Natur der Dinge nicht kennt, kommt er in der Anwendung seiner Gedanken auf die Sittenordnung zu einer unterschiedslosen Ablehnung des Naturrechts, so daß ein theonomer Moralpositivismus droht. — Von den Vertretern der Einzelwissenschaften kann man billigerweise die naturphilosophisch-metaphysische Grundlegung nicht erwarten, die bei den Philosophen fehlt. Im übrigen bieten sie z. T. auch philosophisch beachtenswerte Beiträge. Sehr klar und verständlich spricht M. Deuring (II 25—34) über den Sinn der nicht-euklidischen und mehrdimensionalen Geometrie, sowie über den Unterschied der Beweisweise Hilberts gegenüber der intuitionistischen Mathematik Brouwers. P. Jordans positivistische Ausführungen über Mathematik und Naturgesetzlichkeit (II 67 bis 72) befriedigen weniger. B. Rensch (Biologische Gefügegenesetzlichkeit: II 117—137) versucht, das Lebensgeschehen aus den Teilvorgängen „rein kausal“ zu erklären, muß aber trotz seines diesbezüglichen „Optimismus“ gestehen, daß wir noch weit davon entfernt sind, die Ganzheit „kausal“ erklären zu können. Im Gegensatz zu ihm hält A. Meyer-Abich in seiner Abhandlung über die biologische Gesetzlichkeit (II 73—116) eine rein „kausale“, mathematisch formulierbare Erklärung des Lebens grundsätzlich für unmöglich, selbst wenn die Mathematik durch einen „Ganzheitskalkül“ erweitert würde. Das Leben und erst recht die Welt als Ganzes ist nicht ein durch rein kausale Gesetzlichkeit zusammengehaltenes „System“, sondern darüber hinaus Geschichte, die durch die Gesetzlichkeit der dialektischen Synthese in schöpferischer Freiheit gelenkt wird. Im übrigen kommt der an Hegel anknüpfende „Holismus“ M.-A.s an einen naturalistischen Pantheismus wenigstens nahe heran. W. Flitner (I 7—24) lehnt notwendige „geschichtliche Gesetze“ ab, zeigt aber, wie auch das Individuelle das Allgemein-Menschliche voraussetzt und nur durch das Typische bezeichnet werden kann; ferner kennt die Geschichte „Ablaufstrukturen“ nach Analogie des Lebenslaufes einzelner. B. Pfister (Wirtschaftsgesetze und Wirtschaftspolitik: I 141—159) legt dar, wie es in der Wirtschaft einerseits fast zwangsläufige Entwicklungen gibt, die durch willkürliche Machtsprüche nicht überwunden werden können, wie aber andererseits doch ein Spielraum der Freiheit bleibt, innerhalb dessen eine Wirtschaftspolitik möglich ist.

de Vries

Ziegenfuß, Philosophen-Lexikon. Handwörterbuch der Philosophie nach Personen. 2. Bd. L—Z. gr. 8° (960 S.) Berlin 1950, de Gruyter. DM 45.—. — Mit diesem 2. Bd., der in Anlage und Eigenart dem 1. Bd. im wesentlichen gleich ist (vgl. Schol 25 [1950] 436), ist dieses wichtige Nachschlagewerk abgeschlossen. Es ist eine gewaltige Arbeitsleistung, schon allein die unzähligen Lebensdaten und bibliographischen Angaben gesammelt zu haben, und jeder Benutzer wird dem Verf. und seiner Mitarbeiterin G. Jung für die vielen genauen Angaben

dankbar sein. Die Kennzeichnung der philosophischen Bedeutung der einzelnen Denker beschränkt sich bei etwa der Hälfte der aufgenommenen Namen auf einige Stichworte in 1—3 Zeilen. Von andern wird eine mehr oder weniger umfangreiche Darstellung ihrer philosophischen Gedankenwelt gegeben. Besonders wertvoll sind die zusammenfassenden Selbstdarstellungen, z. B. von Losskij, Rickert, v. Rintelen, Rothacker, Schlick, Vierkanndt usw.; freilich finden sich hier wie auch bei den von dem Verf. bearbeiteten Artikeln zuweilen recht umfangreiche Beiträge über wenig bekannte Denker, während andere, weit bedeutendere Namen nur kurz erwähnt werden. So sind z. B. Maine de Biran, Pascal, Sartre auffallend kurz behandelt, ebenso fast alle Denker des Ostens (Laotse hat z. B. nur 9 Zeilen, Shankara eine Zeile, Tschu Hsi ist gar nicht erwähnt). Scholastische Philosophen sind in großer Zahl erwähnt, aber außer Thomas von Aquin, der ausführlich und gut dargestellt ist, und einigen wenigen andern meist nur sehr kurz; so hätten doch z. B. Mercier, Maréchal, Maritain mehr als nur eine 3—5-zeilige Erwähnung verdient, und auch der Bedeutung des Suarez wird die kurze Aufzählung einiger Lehrpunkte nicht gerecht. Bei der ungeheuren Zahl der Einzelangaben waren natürlich einzelne Versehen unvermeidlich. So muß es z. B. S. 772 heißen: Vansteenbergh, *Edmond*; der jüngere Löwener Philosoph *Fernand Van Steenberghen* hat ein Werk über Siger von Brabant, sowie Lehrbücher der Erkenntnislehre und Ontologie geschrieben. S. 774: die richtige Schreibweise ist nicht Gabriel Vasquez, sondern Vazquez; ein Jesuit Ferdinand Vasquez ist kaum bekannt; Sommervogel erwähnt wohl einen Ferd. Vazquez (1695 — nach 1770), von dem aber nur handschriftliche Werke erhalten sind. S. 948 muß es statt Zigliari heißen: Zigliara.
de Vries

Deferrari, R. J., Barry, M. I., McGuinness, I., G.P., A Lexicon of St. Thomas Aquinas. Fasc. 1: A—C. 4° (X u. 262 S.) Washington 1948, Cath. University of America Press. Doll. 12.50. — Bonum est diffusivum sui. Es zeugt gewiß von der hervorragenden Brauchbarkeit des Thomas-Lexikons von L. Schütz, wenn es noch 50 Jahre nach dem Erscheinen seiner 2. Aufl. ins Englische übersetzt zu werden verdiente. Man wird sich weniger darüber wundern, wenn man bedenkt, daß die Tabula aurea des Petrus von Bergamo noch nach fast 5 Jahrhunderten ein fast unentbehrliches Hilfsmittel für das Thomasstudium ist, das auch durch die hervorragend gearbeiteten Indices im 16. Bd. der Editio Leonina, die nur die beiden Summen berücksichtigt, noch nicht überholt ist. Derartige Nachschlagewerke erfordern eben eine große Arbeitsleistung, der sich nicht leicht jemand von neuem unterzieht. So ist es verständlich, daß die Verfasser für die philosophisch-theologischen Fachausdrücke einfach den Text von Schütz übernommen haben. Über Schütz hinaus haben sie sämtliche andern Wörter, freilich nur der Summa theologica, mit einbezogen; dadurch ist der Umfang des Ganzen auf etwa das Doppelte angewachsen. Die neuen Stichwörter dürften mehr eine Hilfe für den Anfänger sein, der nicht die wünschenswerte sprachliche Vorbildung mitbringt. Freilich können auch bei Wörtern, die sprachlich eindeutig zu sein scheinen, philosophisch bedeutsame Probleme der Interpretation entstehen. Es sei nur an den Versuch von P. Hoenen (La théorie du jugement d'après St. Thomas d'Aquin, Rom 1946, 183—188) erinnert, dem bekannten Text De ver. q. 1 a. 9 dadurch einen andern Sinn zu geben, daß an der entscheidenden Stelle das Wort „nisi“ statt mit „wenn nicht“ mit „ohne daß“ wiedergegeben wird. — Ein Thomas-Lexikon, wie man es sich heute wünschen würde, müßte freilich auch die Ergebnisse der zahlreichen, in den letzten 50 Jahren erschienenen Monographien und sonstigen Einzelforschungen über philosophische und theologische Begriffe des hl. Thomas in die betreffenden Artikel einarbeiten; für den Bereich dieser 1. Lieferung z. B. bei den Stichworten abstractio, actus, analogia, beatitudo, bonum, causa, cognitio, contingens usw. Wenn das nicht möglich ist, könnte doch vielleicht wenigstens den wichtigeren Artikeln eine Bibliographie dieser Monographien usw. beigegeben werden. Und noch ein anderer Wunsch könnte wohl ohne viel Mehrarbeit schon in den folgenden Lieferungen erfüllt werden: eine größere drucktechnische Übersichtlichkeit; es ist gewiß gut, daß die Haupteinteilung der größeren Artikel — entgegen

Schütz — gleich an den Anfang der betr. Artikel gesetzt worden ist; aber im Aufbau des ganzen Artikels tritt sie noch weniger hervor als bei Schütz, da die Artikel ohne jeden Absatz sich zuweilen über mehrere Seiten erstrecken. Es ist auch keine Verbesserung gegenüber Schütz, wenn so wichtige Begriffswörter wie etwa absolutus oder abstractus nur innerhalb der Artikel absolvo bzw. abstraho (ohne neuen Absatz, nur durch einen Gedankenstrich und durch — im übrigen sehr reichlich verwendeten — Fettdruck hervorgehoben) behandelt werden.

de Vries

Feuling, D., O.S.B., Hauptfragen der Metaphysik. Einführung in das philosophische Leben. 2. Aufl. 8° (XIX u. 572 S.) Heidelberg 1949, Kerle. DM 12.80. — Die 2. Aufl. zeigt außer einer geringfügigen Berichtigung keinen Unterschied gegenüber der ersten. Der Verf. hatte sie vor seinem Tode (1947) eben noch durchgesehen. Es wird also genügen, auf die Besprechung der 1. Aufl. in dieser Zeitschrift (Schol 12 [1937] 446) zu verweisen. Es wäre zu betonen, daß die dort angemerkte Nichtberücksichtigung des objektiven Idealismus wohl auf einer teilweisen Verzeichnung des Grundproblems der metaphysischen Erkenntnislehre beruht; es handelt sich da ja nicht nur um das Entweder-Oder zwischen ens reale und ens rationis, das der Verf. immer wieder zur Sprache bringt (als arbeite der Idealist mit lauter entia rationis): der objektive Idealismus behauptet in je anderer Weise eine Identität zwischen verum logicum und verum ontologicum, und hier müßte die Betrachtung und Kritik eingreifen. Manches weitere Kapitel bedürfte gewiß erneuter Durchsicht, wie z. B. das über die Analogie, über Dasein als Wirkenszusammenhang (140: Gefahr eines circulus vitiosus!), über den Grundgedanken des Gottesbeweises (394f.: es wäre hervorzuheben, daß es an der jeweils wieder angenommenen Bedingtheit der Glieder liegt, wenn eine auch beliebig lange Reihe von Gliedern als nicht selbstgenügend gedacht werden muß, so daß es innerhalb ihrer überhaupt zu keinem faktischen Bedingen kommen könnte), über die Naturphilosophie (vgl. 454: die Raumzeit von Einstein-Minkowski ist doch etwas völlig anderes als die Einheit der Raum- und Zeiterfahrung bei Aristoteles und Thomas). — Zu begrüßen bleibt die sehr organische Aufgliederung des weitschichtigen Stoffes, zumal aber die kritische Vorsicht schon beim Ansatz einer Fragestellung; manch andere Einführung in das philosophische Leben glaubt zu Unrecht, darauf verzichten zu dürfen.

Gogiermann

Landgrebe, L., Phänomenologie und Metaphysik. 8° (207 S.) Hamburg 1949, v. Schröder. DM 7.80. — Philosophie ist ihrem Wesen nach Metaphysik. Für Aristoteles und die Scholastik ist dies selbstverständlich, da philosophisches Erkennen bei ihnen nichts anderes besagt als Erfassen des Seienden, seiner inneren Gründe sowie seiner wesensnotwendigen Vollkommenheiten und Beziehungen. Aber auch der transzendente Idealismus hat Metaphysik erstrebt und ausgebaut. So Kant, für den die „Kritik der reinen Vernunft“ die Möglichkeit der Metaphysik dartun sollte. So Hegel, für den Philosophie ohne Metaphysik wäre wie „ein Tempel ohne Allerheiligstes“. Den Sinn der Metaphysik aber faßt die Transzendentalphilosophie gemäß ihrem Erkenntnisbegriff so, daß sich das Objekt im transzendentalen oder absoluten Ich und Bewußtsein konstituiert. Husserls Phänomenologie ist grundsätzlich und wesentlich Transzendentalphilosophie. Die hier von einem Schüler und Sekretär Husserls unter dem Titel „Phänomenologie und Metaphysik“ zusammengefaßten Studien wollen eine transzendentalphänomenologische Metaphysik entwerfen. Sie tun dies in ständiger Auseinandersetzung mit Diltheys geschichtlicher Lebensphilosophie und Heideggers existentialphilosophischer Ontologie. Während Kant die apriorische Struktur des Bewußtseins als Inbegriff synthetischer Erkenntnisse a priori faßte, als bereitstehende Schemata, die jeweils auf dem Boden der Einheit des Ich in Funktion treten, sei nach phänomenologischer Analytik das, was das Bewußtsein von sich aus mitbringe, um überhaupt eine Welt sich gegenüberstehen zu lassen, als Ergebnis *vorgängiger Einheit* zu begreifen. Die phänomenologische Metaphysik habe zum höchsten Thema „das dem Menschen übermächtige Absolute und seine

Erkenntnis, die dem Menschen Halt und Bindung bedeutet“. Sie spreche nicht von „der ihr unbekannt bleibenden Transzendenz“, sondern sage über Gott selbst etwas aus, daß er nämlich der ist, der in absoluter augenblicklicher Existenz des Menschen selbst da ist und nirgends anders ist und nichts darüber hinaus ist“, daß die „absolute Subjektivität“ „das Medium ist, in dem allein er sich für sich selbst offenbart“ (192). — Während der 20er und im Anfang der 30er Jahre war Phänomenologie fast Modewort. Wo wir nunmehr Abstand haben, sehen wir deutlicher, daß es in ihr letztlich um die uralte Frage geht nach dem Wesen der Erfahrung und der abstraktiv-intellektiven Erkenntnis, um die Frage nach dem ursprünglichen Sinn des Aposteriori und Apriori, nach dem Sinn empirischer und eidetischer Wissenschaft. Die Anregungen, die Husserl auf dem Wege über Bolzano und Fr. Brentano über einige Punkte scholastischer Philosophie empfangen hatte, waren nicht rein und schon darum ausreichend dazu, daß der scholastische Beitrag für die Lösung der Frage unverfälscht und wirksam hätte zur Geltung kommen können. Nink

Jaspers, K., Vernunft und Widervernunft in unserer Zeit. gr. 8° (72 S.) München 1950, Piper. DM 3.80; geb. DM 4.80. — Drei Vorlesungen, die J. 1950 als Gast an der Heidelberger Universität gehalten hat, in denen er Stellung nimmt zu den ideologischen Problemen und Gefährdungen unserer Zeit. Am Beispiel von Marxismus und Psychoanalyse entwickelt und kritisiert er die für unsere Zeit typischen Irrungen. Sie seien zu überwinden erstens durch den Erwerb wissenschaftlicher Methode, mit der die Unwahrheit des Totalwissens durchschaut werde, und zweitens durch Vernunft, aus der auch erst der Sinn der Wissenschaft und die Forderung begründet werde, daß Wissenschaft sein soll. Vernunft wird charakterisiert als „Bewegung ohne gesicherten Bestand“. „Sie drängt zur Kritik jeder gewonnenen Position, steht daher im Gegensatz zu der Neigung, sich durch endgültig feste Gedanken von weiterem Denken zu befreien.“ Sie arbeitet sich heraus „aus den Fesseln des Dogmatischen, der Willkür, des Übermutes, des Rausches, — aber wohin?“ Auf „das Unerreichbare jenes Einen, von dem unendlich angezogen sie denkt, — und auf das Andere der Ursprünge, die, durch sie zum Leben gebracht, vernehmbar werden“. „Wieder und wieder stehen wir innerlich vor dem Scheideweg: der Möglichkeit, selbst zu werden durch Vernunft.“ Philosophie ist Philosophie der Vernunft. J. warnt vor falschen Propheten und Zauberern und vor Glaubenssurrogaten. — Nur eine Botschaft ist wahr und verheißungsvoll, jene, die Welt und Mensch, des Menschen Vernunft und Liebe klar und unfehlbar auf Gott als Schöpfer und absoluten Herrn, als liebenden Vater und beglückendes Endziel bezieht. Nink

Mayer, E., Dialektik des Nichtwissens. Mit einem Geleitwort von K. Jaspers (Studia philos., Jahrb. d. Schweiz. Philos. Gesellschaft, Suppl. 5). gr. 8° (XI u. 376 S.) Basel 1950, Verlag f. Recht u. Gesellschaft. Fr. 32.— Es ist mehr als Anpassung an Zeitdenken und philosophische Mode, wenn seit Jahrzehnten schon Dialektik ein bevorzugter Gegenstand philosophischer Arbeit ist und dabei das Nicht eine besondere Rolle spielt. Weil nämlich das Seiende als solches eine innerlich sinnvoll-final geordnete statisch-dynamische Vieleinheit seiner formal verschiedenen konstitutiven Gründe, seiner wesensnotwendigen Vollkommenheiten und Beziehungen darstellt und deshalb in vielfachem, und zwar unterschiedenem Sinn Nicht einschließt, so ist die Philosophie notwendig Dialektik, d. h. systematisch geordnete Ergründung des Seienden und des in ihm eingeschlossenen Nicht; ferner Entfaltung der wesensnotwendigen Seinseigentümlichkeiten und -beziehungen; und diese Dialektik hat nicht allein einheitlichen und sinnvollen (intelligiblen), sondern auch wert- und zielbestimmten Charakter in innerer unabänderlicher Ordnung. Seit Sokrates—Platon nun ist das Wissen des Nichtwissens ein wichtiger Gegenstand der Philosophie. Die Dialektik des Nichtwissens zu entwickeln, d. h. das Wissen des Nichtwissens in seinem negativen und positiven Sinn, seinem inneren Grund (der Potentialität des menschlichen Verstandes und ihrer Eigenart) sowie in seinen innerlich notwendigen Zusammenhängen (seiner Grenze und seinem Hinaussein über die

Grenze) zu bestimmen, ist daher ein echtes Anliegen der Philosophie. „Nichtwissen als Gehalt des Philosophierens ist weder das faktische Nichtwissen von Kenntnisslosen noch die Einsicht, über etwas nicht Bescheid zu wissen, sondern die Form der Gegenwärtigkeit des Seins selbst. Es ist nicht leeres, sondern erfülltes Nichtwissen“, sagt im Geleitwort K. Jaspers, der sich zu den Grundantrieben des in diesem Buche wirksamen Denkens bekennt. Das Transzendente und Unfaßliche ist „zwar Grenze unseres Wissens, aber Mitte“, „eigener und innerster Grund unserer Existenz“ (Jaspers). Jede Philosophie wird sich mit den Gegenständen, die in diesen Sätzen angedeutet sind, auseinandersetzen. In der scholastischen Philosophie steht die Frage „Wissen des Nichtwissens“ in innerem Zusammenhang mit der Lehre von Potenz und Akt. Potentialität setzt Dependenz voraus und hat Transzendenz (sinnvoll-finale Hinordnung über die eigene Grenze hinaus) zur logisch notwendigen Folge; und von beiden haben wir eine naturgegebene Erkenntnis. — Wie faßt das vorliegende Buch die Dialektik des Nichtwissens? An erster Stelle ist, dem Verf. folgend, zu fragen: von welchem Erkenntnisbegriff aus greift er sein Thema an? Das spekulative Denken der Ontologie, meint er gleich am Eingang seiner Erörterung, will über das Ganze des Seins eine Aussage machen, vermag dies aber nicht, weil weder der auch zu diesem Ganzen gehörige fragende Mensch, noch sein Wissen, noch „das Absolute“ im Denken mit-ergriffen werden können. Wesentliche Voraussetzung des Buches ist also, ebenso wie bei Jaspers, aber auch bei Kant und vielen seiner Nachfahren, die Meinung, daß der Mensch in seinem Erkennen weder sich selbst noch das Seiende, noch Gott, wie sie an sich sind, erkennen kann. An Stelle des spekulativen muß daher ein radikal anderes Philosophieren treten, jenes, das „sich der eigenen Innerlichkeit anvertraut“, das nicht in einem allgemeinen Prinzip, sondern im konkreten philosophierenden Selbst, in der konkreten „Existenz“, den Ursprung der Philosophie sieht. „Signa“ der Existenz aber sind: Seinkönnen oder Selbstmöglichkeit, Nichtwissen oder Glauben, Freiheit und Unbedingtheit des Ursprungs, Kommunikation und Geschichtlichkeit. Das „philosophierende Nichtwissen“ bricht mit jeder Rationalität; der Grund, den das Denken hier betritt, ist ein wesentlich irrationaler; das Denken selber und das Wesen des Nichtwissens sind allogisch. Wahrheit und Ansatz des Philosophierens sind nicht abstrakt und allgemein, sondern konkret und geschichtlich. Von diesen Voraussetzungen aus sucht der Verf. in immer neuer Sicht: im entgegengesetzten Denken, in der Polarität von Welt und Existenz, in der „Subjekt-Objektspaltung“, in den Stufen des Transzendierens und im Situationsdenken, zu zeigen, daß die allogische Dialektik des Nichtwissens unser Letztes und Tiefstes sei. Sie wird nicht zum System, sondern zum Spiegelbild unseres eigenen transzendenz-bezogenen Seins. — Dem Ansatz der Dialektik M.s und dem Weg, den sie bei ihm nimmt, können wir nicht zustimmen. Ein ganz allogisches Wissen, Aussagen und Entwickeln innerer Zusammenhänge des Wissens und Nichtwissens ist unmöglich. In jedem wahren und geordneten Erkennen wird Seiendes in seinem Ansich, seinem Sein und Fähigsein seiner Einheit, Sinnerfülltheit, Güteit und Zielbestimmtheit erkannt.

Nink

Gabriel, L., Logik der Weltanschauung. 8° (192 S.) Graz 1949, A. Pustet. Sch. 26.— — Der Verf. will eine neue Logik begründen, die wieder in Einheit mit der Seinslehre gesehen wird. Es kommt ihm also nicht auf logische Einzelrecherche an, sondern auf den Aufweis des Seinsgehaltes von Begriff, Urteil, Schluß. Mit Recht bemerkt er einmal, für die Lösung dieser Probleme sei ein vorlogischer bzw. metalogischer Standort entscheidend (98). In der Tat handelt es sich in seinem Buch um Fragen, die gewöhnlich der Erkenntnistheorie zugeordnet werden. Daß daneben eine weltanschaulich neutrale „Logik“ im gebräuchlichen Sinn ihr Recht behält, wird auch G. nicht leugnen. Von besonderer Bedeutung ist G.s Auffassung des Begriffs und des Urteils. Der Begriff kann nach G. nicht durch Abstraktion aus der Erfahrung gewonnen werden, weil die in der Erfahrung gegebenen Erscheinungen auf die Frage „Was ist das?“ keine Antwort geben (67, 80, 167). Aber auch die Lösung Kants, nach der die Erscheinungen die „Materie“ sind, die durch die logische „Form“

des apriorischen Begriffs geeint werden, lehnt er ab, weil Erscheinung und Denkform ganz verschiedenen Sphären angehören (124f.). Das Verhältnis zwischen Erfahrung und begrifflichem Denken ist ihm eher der Übersetzung aus einer Sprache in eine andere vergleichbar (126). Dabei ist dieses Verhältnis nicht einmal eindeutig. Dieselbe Erfahrung kann zu verschiedenen Urteilen führen, wie ein schwieriges Punktogramm mehrere Lösungen zuläßt (107, 118f.). Weder die Erfahrung noch die logischen Axiome sind entscheidend für die gewählte Auflösung, sondern weltanschauliche Ursetzungen (141), die als Prinzipien alles schließenden Denkens die Gesamtheit des Systems keimhaft enthalten (144). Über ihren Ursprung heißt es: „Diese Urteile haben ihren Inhalt im Anschluß an eine Idee, koinzident mit einer Intuition, mit deren Gehalt sich die Form eines ersten, unableitbaren Urteiles... verbindet, das aus dieser Verbindung seine Evidenz erhält“ (143f.). Aus der Verschiedenheit dieser Prinzipien, soweit sie zu Recht besteht, ergeben sich jeweils verschiedene Teilsichten der Wirklichkeit (142). So dürften auch gelegentliche, relativistisch klingende Äußerungen des Verf. aufzufassen sein. — Doch bleiben auch so noch manche Fragen zu klären. Wenn es wirklich gar keine Deckung gäbe zwischen Erfahrung und logischer Ordnung (124) und andererseits doch nur die Erfahrung das wirklich Seiende ursprünglich gibt, wie können dann die logischen Gebilde zur Erkenntnis des Realen dienen? Es ist immerhin bemerkenswert, daß G. selbst gelegentlich von einem „Koinzidieren“ von Urteil und Sinneserfahrung spricht (143). Freilich dürfte das nur möglich sein, wenn diese Erfahrung nicht rein sinnlich ist.

de Vries

Mekkes, J. P. A., De beteekenis van het subject in de moderne waarde-philosophie onder het licht der wetsidee. 8° (95 S.) Leiden 1949, Universitaire Pers. Fl. 2.— M. gehört zu einer Gruppe kalvinistischer Philosophen, die in Holland eine christliche Philosophie unter dem Namen „Philosophie der Gesetzesidee“ (wijsbegeerte der wetsidee) geschaffen haben; der führende Kopf dieser Richtung ist H. Dooyeweerd, Professor der Rechtsphilosophie an der Freien (kalvinistischen) Universität in Amsterdam. Über diese in Deutschland noch fast unbekanntes Schule berichtet H. L. Van Breda in RevPhLouv 47 (1949) 279—283. — Die Schrift von M. enthält die Antrittsvorlesung, die dieser bei Übernahme des neu errichteten Lehrstuhls für kalvinistische Philosophie an der Universität Leiden gehalten hat. M. legt hier die Grundgedanken der „Philosophie der Gesetzesidee“ in Auseinandersetzung mit der deutschen Wertphilosophie, namentlich mit Rickert, Scheler und N. Hartmann, dar. Abgelehnt werden die „Autonomie“ des theoretischen Denkens und die Verabsolutierung der „Gegenstandsrelation“; gedacht ist hier wohl an die Einschränkung der Wahrheit auf einen rein theoretischen Bereich und die Trennung von wertfreier Wissenschaft und irrationalem Erfassen der Werte. Ferner richtet sich die Kritik M.' gegen die Loslösung der Werte von jedem Bezug auf Gott, wodurch diese den Charakter verpflichtender Normen verlieren, und gegen die Übersteigerung der Freiheit zur „Freiheit über dem Gesetz“ (N. Hartmann). Dem theoretischen Denken gehe die Erfahrung des Ich in seiner Ganzheit voran; dieses aber sei das religiöse Ich, das unter dem göttlichen Gesetz steht. — Inhaltlich können wir den Auffassungen des Verf. weitgehend zustimmen; methodisch aber dürften die Sätze, die für ihn Ausgangspunkt zu sein scheinen, im Rahmen einer wirklich philosophischen Untersuchung erst das Ergebnis längerer Überlegungen sein; sonst wird ein Begriff von „christlicher Philosophie“ zugrunde gelegt, der die Grenzen von Philosophie und Theologie verwischt.

de Vries

Alcorta, J. I., La teoría de los modos en Suárez. gr. 8° (335 S.) Madrid 1949, Instituto „Luis Vives“. — Die Lehre von den Seinsweisen, den „modi“, gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten neuen Anregungen, die Suárez der scholastischen Ontologie gegeben hat. Eine zusammenfassende Darstellung dieser Lehre ist darum zu begrüßen. Im 1. Teil legt A. im allgemeinen die Eigenart der modalen Seinsbestimmungen nach Suárez dar. Ein „modus“ ist im Sinne des Suárez eine reale, formale Seinsbestimmung eines Seienden, deren ganzes Sein darin aufgeht, Bestimmung eines andern zu sein; in diesem

Sinn heißt er eine „letzte“ Bestimmung (106f.); das durch den „modus“ bestimmte Seiende kann ohne ihn, wenigstens ohne diesen modus im einzelnen, bestehen, der modus aber auf keine Weise ohne das durch ihn bestimmte Subjekt. Die Unterscheidung zwischen dem modus und seinem Subjekt nennt Suarez *distinctio realis minor* oder *distinctio modalis*. Im einzelnen unterscheidet Suarez vor allem substantielle und akzidentelle modi. Die substantiellen Seinsweisen behandelt A. im 2. Teil seiner Arbeit. Hierher gehört nach Suarez vor allem die reale Abhängigkeit der geschaffenen Substanz vom Schöpfer. Ausführlich werden dann die substantielle Vereinigung von Materie und Form, ferner die „Subsistenz“, durch die eine Substanz *suppositum* ist, besprochen. Der 3. Teil ist den akzidentellen Seinsweisen gewidmet. Sie sind von doppelter Art: zunächst gibt es solche „modi“, die selbst wieder Seinsweisen eines andern Akzidens sind, wie z. B. die reale Inhärenz der Quantität in der Substanz; andere akzidentelle Seinsweisen sind selbst eigene Kategorien des Akzidens. Hierher rechnet Suarez vor allem das Wirken (die *actio*) und die Ortsbestimmung (*ubicatio*). Seltsame, wohl allzu subtile Spekulationen löst vor allem die Untersuchung des Wirkens nach außen (*actio transiens*) aus; es ist „äußerer modus“ des Wirkenden, innerlich dagegen der Wirkung, freilich nicht als „inhärierender“, sondern nur als „adhärierender“ modus. — Die Modillehre des Suarez bedeutet ohne Zweifel eine Verfeinerung der begrifflichen Bestimmung des geschöpflichen Seienden; aber sie ist wohl eher als ein Anfang denn als ein Ende zu betrachten. Ist nicht Suarez noch allzu zaghaft gewesen in der Anwendung des Modusbegriffs? Müssen nicht alle Akzidentien — falls nicht durch ganz besondere Gründe im Einzelfall das Gegenteil bewiesen wird — als modale Akzidentien aufgefaßt werden, so namentlich die seelischen Akte? Eine andere Frage, die sich aufdrängt, ist die nach der Abgrenzung von „modus“ und Beziehung (*relatio*). In der Definition des Suarez wird zwar nicht gesagt, daß der modus eine Bestimmung des Seienden in sich selbst, d. h. nicht eine bloße Beziehung zu etwas andern, sein müsse; in der Anwendung des Begriffs wird der modus aber nicht selten den Relationen ausdrücklich entgegengesetzt. So entstehen aber nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Ist denn nicht z. B. das Geschaffensein des Geschöpfes, das Suarez einen „modus“ nennt, gerade das Urbild einer transzendentalen Beziehung? Und ist nicht auch die Einigung (*unio*) offenbar eine Beziehung? Die Einigung, z. B. der Seele mit dem Leib, besteht doch nicht darin, daß die Seele „in sich“ irgendeine Seinsbestimmung hat, sondern darin, daß sie in bestimmter Weise „auf etwas anderes hin“, auf den Leib hin-geordnet ist. Der unvollendete Zustand der scholastischen Relationenlehre wird hier offenbar. de Vries

Gigon, A. C., O. P., *Demonstratur existentia Dei*. 3. Aufl. gr. 8° (35 S.) Freiburg/Schw. 1949, Kanisiusdruckerei. — Ders., *Divinae scientiae causalitas*. gr. 8° (52 S.) ebd. 1948. — Ders., *Theologiae dogmaticae notiones generales*. 2. Aufl. gr. 8° (96 S.) ebd. 1947. — G. nennt das 1. Heft „*praelectiones breviae*“. In der Tat ist es nur ein kurzer Abriß, wohl für die Hörer zur Wiederholung des Vorlesungsstoffes bestimmt. Nach einigen Vorbemerkungen über die ontologische und transzendente Geltung der ersten Begriffe und Prinzipien sowie über die in den Gottesbeweisen verwandten Begriffe folgen die *quinque viae* der *Summa theologica* und die Lösung von Objektionen. — Einige Anachronismen (wie: *angelus regit solem*) würde man lieber vermieden sehen. Die *tertia via* wird überzeugend dargestellt. Bei der *quarta via* jedoch wird die *participatio* ohne weitere Begründung als *participatio ab aliquo* genommen. Wie der Beweis *ex veritate aeterna* (wenigstens in der ersten hier dargestellten Form) eine Anwendung der *quarta via* sein soll, wird nicht ersichtlich. Das gilt auch vom Beweis *ex appetitu boni absoluti*, bei dem überdies nicht unmittelbar auf die Existenz geschlossen werden kann. Wer sich in der Lage befand, die Gottesbeweise im Kreuzfeuer modernen Fragens verteidigen zu müssen, wird das Bedürfnis empfinden, die Gedanken des hl. Thomas weiter auszubauen. — Das 2. Heft enthält den klar gegliederten Abriß der Vorlesung G.s über die *Causalitas divinae scientiae* mit vielen Beispielen und gut ausgewählten Texten. Inhaltlich folgt der Verf. der klassischen Dok-

trin seines Ordens ohne alle übersteigerten Formulierungen. — Die Lehre von der Gegenwart des Geschaffenen in Gottes Erkennen und Wollen wendet er u. a. auch an, um eine tiefere Einsicht in die Geheimnisse der Einheit Christi mit den Gläubigen sowie dieser unter sich zu gewinnen. Doch meldet sich dabei der Einwand, daß damit das spezifisch Übernatürliche dieser Einheit nicht getroffen wird. — Statt des oben genannten Titels auf der Außenseite des 3. Heftes trägt es innen die ausführliche Überschrift „Documenta, definitiones, exempla et schemata, expositiones abbreviatae ad usum incipientium theologiae dogmaticae“. Außer den theologischen werden auch die wichtigeren philosophischen Grundbegriffe angegeben. Wie die wiederholte Auflage zeigt, erfüllt die Schrift den vorgesetzten Zweck. Brugger

Siegmund, G., Naturordnung als Quelle der Gotteserkenntnis. Neubegründung des teleologischen Gottesbeweises, 2., vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8° (445 S.) Freiburg 1950, Herder. DM 16.—. — Wir begrüßen die 2. Auflage dieses Buches, dessen 1., 1941 erschienene Ausgabe in dieser Zeitschrift eingehend und anerkennend besprochen wurde: Schol 17 (1942) 434—436. Der Inhalt ist wesentlich unverändert geblieben. Als Grundlage des teleologischen Gottesbeweises dient die Zielstrebigkeit des organismischen Geschehens und der menschlichen Natur; während, so meint der Verf., auf dem Gebiet des physikalischen Geschehens und der rein mechanischen Vorgänge von Teleologie nur in einer unberechtigten Übertragung biologischer Kategorien die Rede sein könne. Nach dem Untertitel erstrebt das Buch eine Neubegründung des angesehenen Gottesbeweises. Neubegründung kann nun in einem doppelten Sinn verstanden werden. Entweder, der sachlichen Ordnung nach aber erst *natura posterius*, als empirische Herausstellung der teleologischen Weltordnung. Diese Ordnung haben die zweiten Wissenschaften in weitem Ausmaß erforscht und erforschen sie immer weiter. Auf diesem Gebiet bringt das vorliegende Buch wertvolle, gut überdachte Gesichtspunkte zur Festigung und Ausgestaltung des teleologischen Beweises. Neubegründung des teleologischen Beweises hat aber als logisch erste und unerläßliche Aufgabe die *philosophisch-metaphysische* Ergründung der Teleologie, ihres ursprünglichen Sinnes und ihres inneren absolut notwendigen Zusammenhangs mit dem Seienden als solchem, seiner Einheit, Sinnerfülltheit und Werthhaftigkeit. Einhellig bekennt sich die Scholastik zu dem Axiom: *omne ens est unum, verum, bonum*, und betrachtet es nicht bloß als einen empirisch-induktiv gewonnenen Satz, dem infolgedessen im besten Fall nur physische Gewißheit zukommen könnte, sondern sie betrachtet das Axiom zuerst und ursprünglich als Ausdruck eines mit dem Seienden als solchem, darum aber mit ausnahmslos jedem Seienden und Geschehen, auch dem anorganischen, dem physikalischen und rein mechanischen, *absolut notwendigerweise* gegebenen Zusammenhangs; und zwar so, daß *ens, unum, verum, bonum* wesensnotwendig folgende Vollkommenheiten des Seienden als solchen sind. Das *bonum* schließt aber *Telos* ein, wie schon die bekannte aristotelische Definition am Eingang der Nikomachischen Ethik *τὰ γὰρ ἀθόν, ὃ παντ' ἐφίεται* (1094 a 2) zum Ausdruck bringt. Das vorliegende Werk, das in seinem ersten Teil „Problemgeschichte“ auf Mängel hinweist, die in der Behandlung des *Telos*begriffs und -prinzips unterlaufen sind, hätte gewinnen können, wenn es den inneren, in jeder empirischen *Telos*betrachtung schon logisch vorausgesetzten *absolut notwendigen* Zusammenhang zwischen *ens, unum, verum, bonum* und *Telos* positiv herausgestellt hätte. Dieser innere Zusammenhang läßt sich freilich philosophisch grundlegend nicht herausarbeiten, wenn das Seiende und Konkrete als eine letzte unterschiedslose Einheit betrachtet wird, sondern nur dann, wenn es selber aus seiner inneren vorkonkreten und vorexistentiellen vieleinheitlich-sinnvoll-finalen statisch-dynamischen Konstitution und Gestalt begriffen wird. Vgl. vom Ref. Philos. Gotteslehre, München 1948, 27—66.

Nink

Willms, B., Gott unter Göttern. Ein Kompendium der Religionsgeschichte. kl. 8° (252 S.) Paderborn 1949, Schöningh. DM 3.90. — An religionsgeschichtlichen Darstellungen haben die deutschen Katholiken keinen Überfluß. Das

Werk Michelitschs ist wenig bekannt und für viele zu einläßlich, aber auch die neuere, kürzere Auflage von Anwänders „Religionen der Menschheit“ ist für ein breiteres Publikum noch zu umfangreich. So dient das Büchlein von W. einem wirklichen Bedürfnis. — Nach einleitenden Bemerkungen, die den Leser durch die Klärung wichtiger religionsgeschichtlicher Ausdrücke auf das Folgende gut vorbereiten, wendet sich W. zuerst der Religion der Primitiven zu. Ohne sich an eine, ohnehin kaum mögliche, zeitliche Ordnung zu halten, sucht er dem Leser ihre Hauptzüge, ihre Formensprache und Ideenwelt nahezubringen. Der Reihe nach werden dann die Hauptreligionen der Erde behandelt. Die Darstellung endet mit einer guten Charakterisierung des neutestamentlichen Christentums. — Auf S. 94 muß es bei den Bekennern des Buddhismus statt 120 000 heißen 120 Millionen. — Die verschiedenen Erscheinungen der eigentlichen und uneigentlichen Magie werden zwar aufgezählt, aber begrifflich nicht so scharf unterschieden, wie es für ihre grundsätzliche Bewertung nötig wäre. Die uneigentliche und sittlich indifferente Magie ist nichts anderes als eine naive und irrige Auffassung vom Naturzusammenhang. Nur die eigentliche Magie, das Zwingenwollen der Götter, ist areligiös. — Ohne Anspruch auf völlige Originalität zu erheben, hat W. aus guten Autoren gesammelt, was zur Orientierung des Nichtfachmanns über diesen schwierigen Gegenstand dienen kann.

Brugger

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

De Brie, G. A. (Editor), *Bibliographia Philosophica 1934—1945*. Vol. 1 *Bibliographia Historiae Philosophiae*. gr. 8° (LXXV u. 664 S.) Ultrajecti-Bruxellis 1950, Spectrum. Fl. 45.— Diese mit Unterstützung des Erziehungs-, Wissenschafts- und Kulturausschusses der Vereinten Nationen (UNESCO) herausgegebene Bibliographie ist eine Veröffentlichung von internationalem Charakter. Sie umfaßt die gesamte philosophische Literatur, die von 1934 bis 1945 einschließlich in Europa und den außereuropäischen Ländern erschienen ist, und versucht so vollständig wie nur möglich zu sein. Sie erwähnt nicht nur alle Bücher und Abhandlungen, sondern darüber hinaus auch die Besprechungen, die sich auf die betreffende Publikation beziehen. Das Werk ist in 2 Bänden vorgesehen. Der stattliche, übersichtlich gegliederte und vorzüglich ausgestattete 1. Bd. umfaßt die Geschichte der Philosophie. Er hat die bibliographischen Angaben der *RevNéoscolPh* (jetzt *RevPhLouv*) für die Jahre 1934—1939 mitverwendet sowie die bibliographischen Angaben der *TPh* für die Jahre 1940—1945. Die Bibliographie beschränkt sich auf die philosophische Literatur der folgenden Sprachen: Deutsch Englisch, Französisch, Italienisch, Lateinisch, Niederländisch, Portugiesisch, Spanisch und Katalanisch sowie der skandinavischen Sprachen. Die chronologische Ordnung, die in der historischen Abteilung durchgeführt wurde, richtet sich nach dem Geburtsdatum der Philosophen. Der Bd. umfaßt 5 Teile: 1. *Scripta generalia de philosophiae historia*; 2. *Historia philosophiae Graecorum et Romanorum*; 3. *Historia philosophiae patristicae et medii aevi*; 4. *Historia philosophiae temporum recentiorum*; 5. *Philosophia orientalis*. Da die bisherigen allgemeinen philosophischen Bibliographien periodisch erschienen und über die jeweils erscheinenden philosophischen Werke berichteten, waren die Forscher gezwungen, eine große Anzahl von Büchern bzw. Heften zu konsultieren. Die vorliegende Bibliographie ermöglicht es dem Forscher, die gesuchten Titel in einem Bd. beisammen zu finden. Außerdem hat sie einen unschätzbaren Vorzug: Von 1939—1945 waren die meisten bibliographischen Veröffentlichungen eingestellt. In Europa wußte man nicht, welche philosophischen Werke in England und Amerika erschienen waren. Umgekehrt blieb die philosophische Literatur Europas den Philosophen in Übersee unbekannt. Mit Dank begrüßen wir daher dieses einzigartige Nachschlagewerk, das im Bibliotheksbetrieb unentbehrlich ist, das dem Fachgelehrten auf weite Strecken einen umfangreichen bibliographischen Zettelkatalog ersetzt.

Nink

Bibliografia filosofica italiana dal 1900 al 1950. A—D. gr. 8° (XI u. 398 S.) Rom 1950, Edizioni Delfino. L. 2500.— Mit diesem ersten Bd.

beginnt ein umfangreiches bibliographisches Werk zu erscheinen, das wie das vorgenannte der philosophischen Forschung eine wichtige Hilfe bieten wird. Es umfaßt die gesamte italienische philosophische Produktion (selbständige Schriften und Zeitschriftenartikel) des letzten halben Jahrhunderts, Neuauflagen früherer Werke und Übersetzungen ausländischer Autoren ins Italienische eingeschlossen. Die Prinzipien, nach denen Philosophisches von verwandten Gebieten abgegrenzt wird, sind in der Einleitung dargelegt. Das Werk ist das gemeinsame Unternehmen des Istituto di studi filosofici an der römischen Universität, das 1940 die Arbeiten dazu aufnahm, und des Centro nazionale di informazioni bibliografiche, unter der Mitwirkung des Centro di studi filosofici cristiani am Aloysianum der Jesuiten in Gallarate. An der Zuverlässigkeit und nur erreichbaren Vollständigkeit der Sammlung besteht kein Zweifel (unter B. Croce beispielsweise 29 Spalten Titel seiner Publikationen und 12 Spalten Arbeiten über ihn). Das Material ist nach Verfassern geordnet, deren Schriften in chronologischer Reihenfolge angeführt sind; gegebenenfalls folgt das Verzeichnis der Arbeiten über den betreffenden Autor. In diesen Abschnitten gewinnt die Bibliographie eine Ordnung nach Sachgesichtspunkten. Soweit sich aus den Vorbemerkungen und der Anlage des Ganzen schon schließen läßt, ist eine weitergehende Verarbeitung des Materials unter Sachstichwörtern nicht vorgesehen. Wenn das richtig sein sollte, würde es der Brauchbarkeit des Werkes allerdings Eintrag tun. Denn in 9 von 10 Fällen wird der Benutzer nicht suchen, was ein italienischer Gelehrter alles geschrieben hat, sondern er wird die italienische Literatur für ein Sachthema zusammenstellen wollen. Ein zweiter Teil, der den Stoff für diesen Zweck ordnet, wäre infolgedessen dringend notwendig. Durch eine fortlaufende Nummerierung aller Titel im ersten Teil könnte man erreichen, daß sich der zweite auf verhältnismäßig kleinem Raum unterbringen ließe (für den 1. Bd. wäre sie durch Angabe von Seite, Spalte und Stelle in der Spalte schließlich zu ersetzen). Es mag erlaubt sein, einen weiteren Wunsch auszusprechen, der sich in einem gewissen Umfange erfüllen ließe: daß für die italienischen Philosophen, die über Italien hinaus anerkannte Bedeutung haben, nicht nur die italienische, sondern auch die ausländische Literatur angegeben würde. Natürlich wäre es unmöglich und überflüssig, in dieser Hinsicht die Bibliographie über den hl. Augustinus, über G. Bruno oder Cicero zu ergänzen; aber in anderen Fällen, die entsprechend auszuwählen wären, würde die vorgeschlagene Erweiterung die Brauchbarkeit des Werkes erhöhen; es könnten dafür, um nur aus diesem Bd. Beispiele zu nennen, Ardigò, Beccaria, B. Croce, Del Vecchio berücksichtigt werden. — Das Werk ist sehr gut ausgestattet und bietet einen klaren, übersichtlichen Druck, der die Benutzung leicht macht.

Hartmann

Eucken, R., Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Platon bis zur Gegenwart. 20. Aufl. 8° (XII u. 505 S.) Berlin 1950, de Gruyter. DM 18.—. — Ein philosophisches Werk, das in 60 Jahren 20 Auflagen erlebt, spricht für sich selbst und bedarf keiner Einführung mehr. 1890 erstmals erschienen, zu einer Zeit, deren geistige Auflösung noch überdeckt war von scheinbarer Sicherheit, von E. aber mit scharfem Blick durchschaut wurde, ist dieses Werk herausgewachsen aus ehrlichem Ringen nach dem Sinn des menschlichen Lebens. Der geschichtliche Entwicklungsgang, der hier an den großen Denkern aufgezeigt wird, soll über sich hinausweisen auf eine künftige Synthese, die dem Leben wieder Halt und Inhalt gibt. Heute ist der Schein von Sicherheit längst gefallen und die Bedrohtheit offenkundig geworden; so ist auch das Anliegen dieses Buches so zeitgemäß wie je zuvor. Wenn man E.s Lehren, die hier mehr angedeutet als ausgeführt sind, gewiß nicht in allem zustimmen kann, so bleibt die historische Darstellung in ihrer lebendigen, geistesgeschichtlichen Art von dauernder Bedeutung. Der Wert der neuen, unveränderten Auflage, welche der Sohn des Verf. besorgte, wird noch erhöht durch die vorzügliche Ausstattung; das gute Dünndruckpapier bringt das Buch auf einen handlichen Umfang.

Coreth

Reidemeister, K., *Das exakte Denken der Griechen. Beiträge zur Deutung von Euklid, Plato, Aristoteles.* 8° (108 S.) Hamburg 1949, Claassen und Goverts. DM 7.50. — R. will die Funktion der Mathematik im griechischen Denken verdeutlichen. Der 1. Abschnitt „Mathematisches Denken“ weist das eigentlich mathematische Denken, die Erkenntnis der mathematischen Begriffe in ihrer gesetzmäßigen Verflechtung, als originär griechische Leistung nach. Das Kernproblem der Begründung der Mathematik, die Frage nach dem Bezug von Wirklichem und Erdenklichem, und die ursprüngliche Situation des Mathematikers dieser Frage gegenüber findet im platonischen Höhlengleichnis eine Formulierung, die auch für die heutige Grundlagenforschung noch gültig ist. Die Antwort der philosophischen Systeme wird in den folgenden Abschnitten entwickelt, in gründlicher historiographischer Kleinarbeit und Quellenforschung, die zu einigen überraschenden Ergebnissen führt. So werden in dem 2. Abschnitt über „Die Arithmetik der Griechen“ die bisher in der historischen Forschung etwas vernachlässigten Bücher VII—X und die *sectio canonis* des Euklid als höchstwahrscheinlich pythagoräisches Gedanken- gut nachgewiesen. Damit ergibt sich eine neue, jedenfalls gut begründete Auffassung der Entwicklung der griechischen Arithmetik: Am Anfang stehen nicht die figurierten Zahlen oder die Entdeckung des Irrationalen, sondern die Lehre vom Geraden und Ungeraden. In ihr haben wir den Kern der pythagoräischen Metaphysik; denn sind die Zahlen die Elemente allen Seins, so sind das Gerade und das Ungerade die Elemente aller Zahlen; daher das große Interesse an der Dyadik. Weiter ist es die Harmonielehre, die zur Beschäftigung mit Proportionen, geometrischen Reihen usw. führt und von da zur Arithmetik der Flächen- und Körperzahlen und der Quadratwurzeln. — Die Untersuchungen über „Mathematik und Logik bei Plato“ sind vor allem bemerkenswert durch die Interpretation des Parmenides: Nach R. haben wir in dem Gespräch zwischen Parmenides und Aristoteles eines der wenigen ausgeführten Beispiele dessen, was Platon unter der „Dialektik“ verstanden hat. Und zwar wird das Gespräch, zusammen mit zwei Stellen des Sophistes, gedeutet als Entwurf einer Ontologie, an deren Grund nicht eine substantivische „Teilhabe“ der Begriffe aneinander steht, sondern ihre relationsmäßige „Verflechtung“ miteinander — ein Gedanke, den R. erst bei der modernen mathematischen Relationenlogik wieder aufgegriffen sieht, wie auch sonst Ähnlichkeiten zur Logistik aufgewiesen werden. Nur, daß für Platon auch das Exakte Denken noch „im Glanz des Seins lag“, wie R. mit einer gewissen Resignation feststellt. — Das exakte Denken des Aristoteles wird an den Überlegungen der Physik über die Probleme der Kinematik aufgewiesen, wie auch die Physik stärker als bisher für die Entwicklungsgeschichte des aristotelischen Denkens ausgewertet wird. Der Gegensatz der erkenntnistheoretischen Grundeinstellung Platons und Aristoteles' wird an ihrer Auffassung der Mathematik gespiegelt. — Die Frage nach dem für den heutigen Mathematiker verlorenen „Glanz des Seins“ über dem exakten Denken wird schließlich noch einmal laut in den Ausführungen über die „Geometrie und Kosmologie der Griechen“: Ihre Geometrie, insoweit sie mathematische Fachwissenschaft ist, erkennen wir heute noch an; ihre Kosmologie, in der sich der ontologische Zug ihres mathematischen Denkens konkretisierte, können wir nur mehr dadurch verstehen, daß wir sie als wesentlich fremdartig erkennen. — Muß darum aller Glanz des Seins von dem exakten Denken geschwunden sein? Man spürt die Dringlichkeit, Untersuchungen weiterzuführen, wie sie etwa in dem Aufsatz von N. Junk „Mathematik und wirkliche Welt“ (Schol 18 [1943] 161 ff.) skizziert wurden.

Büchel

Field, G. C., *The Philosophy of Plato.* kl. 8° (208 S.) London 1949, Oxford University Press. Sh 5.— In der Reihe „The Home University Library of Modern Knowledge“, die schon über 200 Veröffentlichungen umfaßt, wird hier eine wertvolle Darstellung der platonischen Philosophie geboten. Der Verf., Professor an der Universität Bristol, ist ein hervorragender Kenner Platons. Diese Arbeit will jedoch nur eine Einführung sein. Darum wird auf jeden wissenschaftlichen Apparat verzichtet; nur am Ende ist nach einer

Chronologie auch die wichtigste Bibliographie (nur in englischer Sprache) angeführt. — Ohne die Schwierigkeit echten Nachvollzugs über einen zeitlichen und geistig-kulturellen Abstand von Jahrtausenden zu übersehen, versucht der Verf. so zu sprechen, wie Platon heute seine Gedanken aussprechen würde. In durchsichtiger und lebendiger Sprache soll Platon dem heutigen Menschen nähergebracht werden, und der Verf. zeigt immer wieder Anknüpfungspunkte im neueren wissenschaftlichen und philosophischen Denken auf. Es ist eine freie Wiedergabe, worin die historische mit der systematischen Darstellungsweise glücklich verbunden ist, so daß sowohl der stete Fluß in Platons eigener Entwicklung wie auch seine durchgehenden Grundgedanken deutlich hervortreten. — Zu Einzelheiten der Interpretation sei nur angemerkt, daß F. den platonischen Gott nicht identisch wissen will mit der Idee des Guten, deren systematische Bedeutung übrigens vielfach übertrieben werde (61), sondern Gott und die Weltseele (= Demiurg) gleichsetzt (147 ff.). So kommt er zu einer Dreiheit irreduktibler Elemente im Aufbau der Wirklichkeit — allerdings mit der Einschränkung: „if my interpretation is correct“ (128) —: Weltseele, Ideen und Materie. Das Ergebnis wäre demnach ein pantheistisch-evolutionistisches Weltbild, wenn auch genormt an den ewigen Ideen. Noch größer werden die Bedenken, wenn der Verf. nicht nur feststellt, daß die Frage, ob Gott ein persönliches Wesen sei, für griechisches Denken kaum verständlich wäre und Platons Gottheit unpersönlich zu denken sei (147 u. a.), sondern wenn er auch behauptet, der Gegensatz zwischen Monotheismus und Polytheismus habe für die Griechen wenig oder keine Bedeutung, auch nicht für Platon, der unterschiedslos von „Gott“ und von „Göttern“ spreche (146 f.). Dagegen wird man doch das stete Ringen um das eine göttliche Urprinzip beachten müssen, das die Geschichte des griechischen Denkens als Grundmotiv durchzieht, oft genug, schon in vorplatonischer Zeit, in Konflikt mit der polytheistischen Volks- und Staatsreligion gerät und in Platon einen gewissen Höhepunkt erreicht. So wird man wohl Platons „Götter“ vor allem durch die mythische Redeweise — die auch F. gelegentlich betont — erklären müssen und dem Attribut „göttlich“ nicht immer den strengsten Sinn unterlegen, auch wo es sich um die Welt handelt, die im Timaios als selige Gottheit bezeichnet ist. Und schließlich wird man zugeben müssen, daß hier letzte Fragen der Interpretation vorliegen, die aus den Texten eindeutig zu lösen oft kaum möglich ist — was auch dem Verf. bewußt ist.

Coreth

Rosán, L. J., *The Philosophy of Proclus. The Final Phase of Ancient Thought.* 8° (VIII u. 271 S.) New York 1949, Cosmos. Doll. 3.50. — Man kann nicht behaupten, daß der Neuplatoniker Proklos sich besonderer Beliebtheit erfreue. Bücher über ihn erscheinen recht spärlich. Seine Schriften, zum Teil in veralteten und schwer zugänglichen Ausgaben vorliegend, bieten eben dem Verständnis nicht geringe Schwierigkeiten. Gewisse überkommene Vorurteile gegen den „Scholastiker“ des ausgehenden griechischen Altertums waren auch nicht angetan, ihm größere Beachtung zu verschaffen. R. hat sich durch all dies nicht abhalten lassen, in gerechterer Beurteilung dem scharfen Denker Zeit und Arbeit zu widmen und in vorstehendem Buche die Ergebnisse seiner Untersuchungen vorzulegen. Der einleitende Teil bietet zunächst einen Überblick der hauptsächlichsten Bücher und Abhandlungen über den Philosophen, dann dessen von Marinus verfaßtes Leben in englischer Übersetzung, schließlich eine Zusammenstellung seiner Werke. Der Hauptteil bringt die Darstellung des Lehrgebäudes in drei Abschnitten: Ontologie, Kosmologie und Theologie, Ethik. Der Schluß behandelt den Einfluß und das Nachwirken des Philosophen mit einem gut gelungenen Vergleich von Proklos, Plotin und Platon. Das Buch kann man als eine recht brauchbare Einführung in Proklos bezeichnen. Angenehm berührt die wohlwollende Haltung, mit der im Gegensatz zu andern der Verf. den Philosophen behandelt. Gute Dienste wird das reichhaltige Verzeichnis am Schluß, wo das weitverstreute Schrifttum über Proklos zusammengetragen ist, leisten und viel zeitraubendes Suchen ersparen. Hier sei zunächst noch ein neu aufgetauchtes, griechisch nicht er-

haltenes Bruchstück des Timaioskommentars nachgetragen, das an etwas versteckter Stelle veröffentlicht ist. Es handelt sich um die Erklärung zu Platon, Tim. c. 43 (89 E—90 C). Es wurde von H. Ritter aufgefunden im Cod. Arab. Agia Sophia 3725 (p. 214—218), übersetzt von Fr. Pfaff, herausgegeben in: Galeni De consuetudinibus ed. I. M. Schmutte (Corp. Med. Graec. Suppl. III) Teubner (1941) 53 ff. — Zum Liber de causis sind jetzt heranzuziehen die Abhandlungen von P. M. Alonso im Al-Andalus VIII, IX, X (1943—1945); sodann Fr. Pelster, Neue Forschungen über Aristotelesübersetzungen des 12. und 13. Jahrh. (Greg 30 [1949] 59), der aus Cod. Vat. lat. 2984, der um 1250 geschrieben ist, zu Beginn von De causis f. 217^r folgende Worte anführt: Proculus collegit propositiones libri de causis ex dictis quorundam philosophorum. Alfarabius vero fecit commentum. Danach war, wie Pelster bemerkt, die Verfasserfrage vom Liber de causis schon vor Thomas gelöst. Alfarabi verfaßte eine Erklärung des Buches, war aber nicht der arabische Übersetzer. — Gewünscht hätten wir eine eigene Behandlung der Erkenntnislehre des Philosophen — das S. 198 f. Gebrachte ist doch arg wenig. Dabei hätte auch die mathematische Haltung näher beleuchtet werden können. Mit weiteren Einzelheiten wird sich P. K. Ennen auseinandersetzen, der eine Erklärung der „Elemente der Theologie“ vorbereitet, die mehr den Gedanken folgt, auf die wir kurz bei Besprechung von deren Ausgabe durch Dodds in dieser Zeitschrift 10 (1935) 575 hinwiesen. Der dort ausgesprochene Wunsch, daß bald eine Neuauflage von Proklos, In theologiam Platonis erscheinen möge, sei hier wiederholt!

Kutsch

James, D. G., The Life of Reason. Hobbes, Locke, Bolingbroke. 8° (XIV u. 270 S.) London 1949, Longmans, Green and Co. Sh 18.—. — Mit Sachkenntnis und Gründlichkeit werden hier Leben und Lebenswerk von drei englischen Klassikern dargestellt, die einen weitreichenden Einfluß auf den Geist der Aufklärung ausgeübt haben. Das 1. Kap.: „The Proud Mind“ handelt von Hobbes, in dessen ängstlicher, sicherungsbedürftiger Natur die psychologische Wurzel seiner Machtphilosophie deutlich wird, einer Philosophie, die inhaltlich ein seltsames und widersprechendes Gemenge von Rationalismus und Materialismus bildet. Dagegen erscheint im 2. Kap.: „The Humble Heart“ Locke in ungewohntem Licht. Es wird gezeigt, daß — trotz allem — der tragende Grund seines Denkens das religiöse Anliegen, mehr als alles wissenschaftliche Anliegen, ist und Locke seinem „Herzen“ nach ein christlicher Denker ist und sein will. Das 3. Kap. bringt einen weiteren Exkurs über Lockes „Human Understanding“, worin Rationalismus und Empirismus in sehr „individueller Synthese“ verbunden sind, einer Synthese allerdings, die notwendig zerbrechen mußte. So ist es der „Weltmann“ Bolingbroke, von dem das 4. Kap.: „The Man of the World“ handelt, der Locke rein empiristisch versteht, dem übrigens jegliches religiöse Anliegen fehlt und dessen Denken durchaus unphilosophisch, ja antiphilosophisch ist. — Über die Darstellung hinaus bietet das Buch eine Fülle anregender geistesgeschichtlicher Ausblicke; so zeigt sich etwa eine überraschende Parallele zwischen Locke und Pascal, trotz ihres scheinbaren Gegensatzes, und der Verf. meint, daß Locke einem Pascal nicht weniger nahestehe als den Deisten. — Schließlich greift die Bedeutung des Werkes weit über das bloß Geschichtliche hinaus. Bei aller exakt historischen Forschung scheint es dem Verf. mehr um das Sachliche als um das Geschichtliche zu gehen. Die kritische Auseinandersetzung nimmt einen breiten Raum ein, so sehr, daß beinahe eine ganze Erkenntnistheorie, wenigstens im Ansatz, darin impliziert ist. Den Kern des Irrtums jener Philosophen sieht J. in der rein passiven Rezeptivität der Sinneserkenntnis und entwickelt demgegenüber — in Anlehnung an Kants „Einbildungskraft“ als der gemeinsamen Wurzel der Sinnlichkeit und des Verstandes — seine Lehre von der „imagination“, einer spontan aktiven Gestaltungskraft, welche den Symbolgehalt des Wahrgenommenen zu erfassen vermag und so erst den Zugang zum Verständnis der künstlerischen Darstellungs- und Erkenntnisweise vermittelt, somit den Zugang zu einer Philosophie der Kunst, wie sie jenen englischen Klassikern grundsätzlich verschlossen blieb. Die Funktion der „imagination“

für die Symbolik der Kunst sucht der Verf. eingehend mit Beispielen vor allem aus Shakespeares König Lear zu belegen und zu erläutern. Damit will er jedoch die Bedeutung der begrifflichen Erkenntnis nicht leugnen: Anti-Intellektualismus ist der Selbstmord des Geistes. Er hält auch am Universalbegriff fest, betont aber, daß wir immer nur „vereinzelte Allgemeinheit“ und „verallgemeinerte Einzelheit“ erkennen — im Grunde dasselbe, was die „*conversio ad phantasma*“ des hl. Thomas meint. Jedenfalls liegen hier wertvolle Ansatzpunkte vor, die einer systematischeren Darlegung würdig wären, auch wenn der Verf. wegen des antinomischen Charakters unserer Erkenntnis eine „Theorie“ für unmöglich hält. Gewiß kann es nicht eine Theorie nach Art einer mathematischen Formel sein, aber eine Theorie, die das Gesamtphänomen menschlichen Erkennens metaphysisch zu durchleuchten sucht. Dann würde sich auch manches noch erhellen, was hier im Dunkel oder Halbdunkel bleibt, auch die Eigenart des Allgemeinbegriffes, der trotz seiner wesentlichen Bildbezogenheit doch wesentlich geistig erfaßte Allgemeinheit ist, hier aber, wie uns scheint, etwas zu sehr auf die Einzelheit reduziert oder wenigstens als Universale vernachlässigt wird.

Coreth

Iriarte, J., S. J., *Menéndez Pelayo y la filosofía española*. gr. 8° (432 S.) Madrid 1947, Razón y Fe. Pes. 65.— — Der Verf. will ein vierbändiges Werk über die Eigenart und den Wert der spanischen Philosophie schreiben. Der vorliegende Bd. ist der 2. dieses Werkes; der 1., der sich in Vorbereitung befindet, soll die Auseinandersetzungen über die spanische Philosophie vom 16. bis 18. Jahrhundert behandeln, der 3. Bd. die „spanische Philosophie“ als geschichtliche Wirklichkeit erweisen, der 4. schließlich ihre Eigenart und ihre kennzeichnenden Züge herausarbeiten. Der 2. Bd. ist deshalb im besonderen Menéndez Pelayo (1856—1912) gewidmet, weil dieser in einer Zeit, in der viele Spanier den Wert und die Eigenart ihrer nationalen Philosophie verleugneten, zuerst wieder kraftvoll sich für die großen Überlieferungen des eigenen Landes einsetzte. Im 19. Jahrhundert war das Geistesleben Spaniens von fremden Ideen überflutet worden. Die eigenen Überlieferungen schätzte man gering und schloß sich um so enger an Kant, Hegel, Cousin, Comte oder Krause an; „man martert die kastellanische Sprache mit abscheulichen Übersetzungen von Kant und Krause“, schreibt der junge Menéndez zornig (101); die Bücher des „Krausisten“ Sanz del Río „würden die Literatur des Kongo oder von Mozambique zieren“ (109). Er beklagt sich über die Unkenntnis der spanischen Überlieferungen im eigenen Land, empört sich über die Behauptung, der spanische Geist sei zu eigenschöpferischem Philosophieren unfähig, spottet über die, die alle Rückständigkeit Spaniens der Inquisition zuschreiben wollen. Seine Vorliebe gilt, wenigstens in der ersten Zeit, nicht so sehr den großen spanischen Scholastikern, die ihm auch noch zu sehr vom Ausland abhängig erscheinen, als den „unabhängigen“ Denkern der Renaissance-Philosophie, wie Vives und Fox Morcillo. Dadurch geriet er eine Zeitlang auch in Gegensatz zu den Vertretern des neu aufstrebenden Thomismus: A. Pidal und P. Zeferino González O.P. Doch bemühten sich diese, Menéndez für sich zu gewinnen. Je reifer dieser wurde, desto mehr Verständnis gewann er denn auch für die Bedeutung der spanischen Scholastik und namentlich für die Größe des Suárez. — Wenn, wie wir aus diesem Werk erfahren, die eigenständige spanische Philosophie sogar von den Spaniern selbst so vielfach verkannt wurde, wird man das geringschätzige Urteil über sie im 5. Bd. des Ueberweg (357 f.) eher begreiflich finden. Doch wäre bei einer Neuauflage des Ueberweg eine gerechtere Würdigung der spanischen Philosophie ein dringendes Erfordernis.

de Vries

Christliche Philosophie in Deutschland 1920—1945. Ausgewählte Texte. Mit einer Einführung von P. Wolff. gr. 8° (342 S.) Regensburg 1949, Habel. DM 12.— — Führende christliche Denker kommen mit Beiträgen zu Wort, die unter sich aber nicht zusammenhängen, daß sie ein abgerundetes Bild christlicher Philosophie im Deutschland jener Jahre gäben. Der Sammelband will auch nicht theoretischen oder rein wissenschaftlichen Absichten

dienen, sondern „Zeugnis geben“, und wendet sich vor allem an die akademische Jugend, die mit christlicher, im wesentlichen katholischer Geistigkeit bekannt und vertraut gemacht werden soll. Dabei wird das Gebiet der eigentlichen Philosophie nicht ängstlich gegen die Theologie abgegrenzt, wie die Stücke aus Werken von Haecker, Guardini, Pieper u. a. zeigen. Die Auswahl berücksichtigt nicht alle christlichen Philosophen selbst von internationalem Ruf; diese Unvollständigkeit wird ausdrücklich zugegeben. Immerhin hätte man von den drei Philosophen, die als Märtyrer herausgestellt werden, wenigstens von Edith Stein, Proben bringen müssen. — Die Einleitung versucht die geschichtliche Bedeutung der hier ausgewählten Denker aufzuweisen. Dabei kommt unmittelbar zum Ausdruck, wie sehr christliche Philosophie auch unter sich wandelnden Formen und Methoden den gleichen echten Fragen verpflichtet bleibt, die von alters her gestellt wurden, und wie sie doch gerade so allen erst zu nehmenden Aufgaben dient, die von der außerchristlichen Philosophie der Gegenwart gesehen und angegangen werden. Über die Akzentuierung im einzelnen wird man freilich streiten können. Z. B. wird Scheler wohl etwas über Gebühr herausgestrichen. Man fühlt auch durch, wie sehr der Herausgeber jener geistigen Richtung nahesteht, die mit Namen wie Haecker, Ebner u. a. bezeichnet ist. Zu den Vertretern der scholastischen Philosophie findet er kein so persönliches Verhältnis. Doch vermitteln die Ausführungen eines Geysers und Söhngens von ihr ein charakteristisches, wenn auch dürftiges Bild. Ogiermann

Farber, M. (ed.), *Philosophic Thought in France and the United States*. gr. 8° (X u. 475 S.) Buffalo 1950, University of Buffalo. Publications in Philosophy. Doll. 7.50. — Dieser Sammelband, den der Herausgeber von *Philosophy and Phenomenological Research* (Buffalo) besorgt hat, wird zu den unentbehrlichen Führern gehören, die ein Stück des mannigfaltigen philosophischen Lebens der Gegenwart zugänglich machen. Als unmittelbarer Zweck ist ihm gestellt, die gegenseitige Bekanntschaft der Philosophie in Frankreich und in den Vereinigten Staaten zu fördern. Dazu dient es, daß neben der englischen Ausgabe eine französische erscheint (*L'activité philosophique contemporaine en France et aux Etats-Unis*. Presses Universitaires de France). Das Buch enthält eine Übersicht über Hauptrichtungen und Hauptprobleme in der heutigen Philosophie der beiden Länder, je in achtzehn Einzelarbeiten. Zu ihren Verfassern gehören Gelehrte von Weltruf; unter den Franzosen L. Lavelle, R. Le Senne, J. Wahl, um nur die auch in Deutschland bekanntesten Namen anzuführen. Das Bild, das diese Arbeiten entwerfen, ist so bunt wie die Wirklichkeit selbst, in der die unterschiedlichsten Denkweisen nebeneinander stehen. Am Ende der beiden Teile, die fast von gleichem Umfange sind, folgt je ein Abschnitt, in dem ein Vertreter der anderen Nation seine Reflexionen über die voraufgehenden Berichte mitteilt und damit den Brückenbau beginnt. Wenn der Herausgeber betont, daß sich die Philosophie der beiden Länder erst noch kennen lernen müsse, entspricht dies dem, was sich aus dem Gesamtbericht ergibt. Beziehungen direkter Art liegen kaum vor. Bei aller Gemeinsamkeit universaler philosophischer Probleme ist der Charakter der Philosophie in beiden Ländern tief verschieden. Eine stichwortartige Zusammenfassung läßt die Philosophie im heutigen Frankreich von drei Hauptgruppen gebildet sein: dem Existentialismus der verschiedenen Richtungen, dem Thomismus und dem Marxismus (vgl. 38). Der Amerikaner hat dazu festzustellen: „Thomists and Marxists . . . have not contributed conspicuously to American philosophy, and existentialism is still a novel and exotic doctrine in all its forms“ (360). Warum der Existentialismus für das amerikanische Denken exotisch erscheint, macht eine ungemein kennzeichnende Seite deutlich, auf der ein anderer Mitarbeiter das Problem der Existenz untersucht (432): eine Seite voll vernünftiger Feststellungen, die unbestreitbar richtig sind („The basic problems of existence, properly construed, are problems of food, shelter, clothing, companionship, health, cultural achievement, and, as conditioning all of them, problems of economic relationship“), voll von einem Wissenschafts-optimismus, wie ihn die Europäer nicht mehr aufbringen („There is really no

limit to the span of life which could not conceivably be passed by scientific achievement“), und zugleich von einer Unberührtheit von den hier verborgenen metaphysischen Problemen, die in Erstaunen setzt. Man könnte noch anderes anführen, um die Verschiedenheit der philosophischen Bemühungen zu kennzeichnen: so die intensive Pflege der Geschichte der Philosophie in Frankreich, über die E. Bréhier geistvoll berichtet, während die Amerikaner dafür „so little interest“ aufgebracht haben (389); oder die Geschichtsphilosophie, die nach Angabe des Referenten in Amerika von der Liste der Gegenstände, für die sich die Amerikaner interessieren, fast verschwunden ist (705), während sie in Frankreich neuen Antrieb erlebt (R. Aron). — In beiden Teilen findet die Philosophie innerhalb des katholischen Raumes ihre Stelle. Für Frankreich gibt H. Duméry eine Übersicht über die „Katholische Philosophie“, in der er Maritain, Gilson, Marcel, Nédoncelle und Blondel ausführlich behandelt; der Bericht wird durch andere Referate noch ergänzt, und schon die beiden ersten zusammenfassenden Darstellungen über Tradition (J. Havet) und gegenwärtige Lage (J. Wahl) der französischen Philosophie legen Zeugnis ab für die Bedeutung des christlichen Denkens im geistigen Leben des heutigen Frankreich. Der amerikanische Teil macht spürbar, daß die Philosophie der Katholiken isoliert neben der sonstigen amerikanischen Philosophie steht, die allerdings in weitem Umfange positivistisch und naturalistisch ist. Der Bericht über die jüngste Geschichte der amerikanischen Philosophie von J. Collins in der Jubiläumsnummer von *The New Scholasticism* (XXV, 1, Januar 1951) gibt das gleichfalls offen zu (46), glaubt aber (vielleicht etwas optimistisch?) in der gegenwärtigen Stunde eine Möglichkeit für die katholische Philosophie zu erkennen: „to enter into full participation in the philosophical activities of our country“ (79). Das genannte Heft von *The N. Schol.* enthält Angaben über die Lage der katholischen Philosophie in Amerika, die das Bild ergänzen können, das der Sammelband von Farber vermittelt.

Hartmann

v. Glasenapp, H., *Die Philosophie der Inder. Eine Einführung in ihre Geschichte und Lehren.* (Kröners Taschenausgaben 195). kl. 8° (XII u. 504 S.) Stuttgart 1949, Kröner. DM 8.50. — Aus seiner reichen Kenntnis der indischen Philosophie und Religion und mit der ihm eigenen Leichtigkeit der Darstellung will G. in diesem Werke die indische Philosophie in ihrer Geschichte und ihren Lehren einem weiteren Kreise philosophisch Interessierter nahebringen und ihnen so den Zugang zu den Spezialarbeiten über dieses Gebiet und zu den Übersetzungen indischer Werke öffnen. Dieser Aufgabe wird das Buch durch gediegene, klare und ansprechende Berichterstattung in hohem Maße gerecht. Die Darstellung gliedert sich in drei Teile: die geschichtliche Entwicklung des philosophischen Denkens der Inder, die zusammenfassende Behandlung der wichtigsten Systeme und eine Übersicht über die verschiedenen Lösungen, welche die Hauptprobleme der Philosophie in Indien gefunden haben. Über den bloßen Bericht hinaus verdienen besondere Aufmerksamkeit die Einleitung über die geistesgeschichtlichen Berührungen mit dem Abendland, die Übereinstimmungen und Gegensätze, sowie die Schlußbetrachtung mit ihrem weisen Abwägen der Frage nach gegenseitiger Beeinflussung, die entwicklungsgeschichtlichen Parallelen und die Bedeutung der indischen Philosophie für das Abendland. — Was letzteres und die Vergleiche mit der europäischen Philosophie angeht, durch die G. dem westlichen Menschen das Verständnis indischer Geistesart zu ermöglichen sucht, so wird ihm der Leser darin nicht immer beistimmen. Weniger angenehm ist auch, daß G. an verschiedenen Stellen für ganze Abschnitte, wie z. B. für das Leben Mahaviras und Buddhas, bloß auf seine anderen Bücher verweist. Gerade in einem nicht rein wissenschaftlichen Werk möchte der Leser das Wesentliche, wenigstens in kurzer Zusammenfassung, beisammen haben. — Die Brauchbarkeit des Buches zur schnellen Orientierung wird erhöht durch den Anhang mit einer vergleichenden Zeittafel der Geschichte der abendländischen und indischen Philosophie, eine Übersicht über die Lehrpunkte der großen metaphysischen Sy-

steme und eine reiche Bibliographie. Anmerkungen und Register schließen das Buch ab. Brugger

3. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie

Fleckenstein, J. O., Scholastik — Barock — Exakte Wissenschaften (Christ heute, 1. Folge, 7). 8° (72 S.) Einsiedeln 1949, Johannes-Verlag. — F. sieht sehr richtig die Gefahr, daß der heute sich anbahnende Dialog zwischen Naturwissenschaft und Philosophie „nur ein beidseitiger konzilianter, durch die kulturpolitische Situation bedingter Monolog bleibt“, und will darum „in allem Ernst fragen, wie weit die Begriffsbildungen der modernen exakten Wissenschaften und insbesondere der Physik... noch mit den Denkmitteln der traditionellen Philosophie und speziell der Scholastik zu fassen sind“ (8). Nach der Warnung vor einer „gutgemeinten“ unkritischen Übernahme wissenschaftlicher Formulierungen und Begriffe durch Philosophie und Apologetik tritt das Grundanliegen des Büchleins hervor, die Unterscheidung von „prädikativem“ und „funktionellem“ Denken, entwickelt in einer Überschau über Mathematik, Naturwissenschaft und Naturphilosophie in ihrer historisch-geistesgeschichtlichen Entwicklung vom Griechentum bis zur gegenwärtigen Situation. Das „prädikative“ Denken geht nach F. aus von der unter allen Veränderungen beharrenden Identität der Naturdinge und führt von da über das „Denkmittel der Substantialität“ zu „im Grunde nur einer einzigen logischen Beziehung: einem Subjekt kommen Prädikate als nähere Bestimmungen zu“. Logisch entspricht dem das Urteil „mit dem Subjekt als Abbild der Substanz und dem Prädikat als Abbild der ihr zukommenden Eigenschaft“. Ontologisch „versucht der scholastische Naturphilosoph mit einem Zusammenspiel von Eigenschaften die Naturdinge zu erklären“ (28). Dagegen geht das „funktionelle“ Denken aus vom Phänomen der Änderung, kommt von da zum Begriff der Ursache und Folge und damit zu dem der Kausalität und gewinnt seine volle Fruchtbarkeit, wenn der Begriff der Kausalität zum mathematischen Funktionsbegriff ausgeschliffen wird mit dem „Primat der Relationen vor den Subjekten“ (43). Geistesgeschichtlich ermöglicht das Durchdringen des funktionellen Denkens gegenüber dem prädikativen der Scholastik überhaupt erst die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft. Die Monadologie von Leibniz bedeutet den Entwurf einer Synthese prädikativen und funktionellen und so zugleich metaphysischen und naturwissenschaftlichen Denkens; nach Leibniz mündet der Funktionalismus im Positivismus. Demgegenüber besteht für eine heute neu zu begründende Naturphilosophie große Gefahr, „die durch die mühevollen Arbeit von Gelehrten generationen herausgearbeiteten funktionellen Begriffe nachher wieder prädikativ zu verwenden“. Darum ist es „die vorzüglichste Aufgabe... nicht zuletzt der christlichen Kosmologie...“, zunächst den Realitätsgehalt der funktionell gewonnenen Begriffe festzustellen, ohne sie von vornherein prädikativ mißverstehen zu wollen“ (60). — F.s Anliegen ist gewiß berechtigt, aber andererseits ist die Darstellung auch oft überspitzt und einseitig. Das Münden des Funktionalismus im Positivismus zeigt die Gefahren, die bei der Übertragung des funktionellen Denkens vom wissenschaftlichen auf philosophisches Gebiet drohen und die auch gegenüber den Unzulänglichkeiten des prädikativen Denkens nicht so vernachlässigt werden dürfen, wie es F.s Ausführungen nahelegen scheinen. Büchel

Jeans, J., Der Werdegang der exakten Wissenschaft. kl. 8° (384 S.) Bern 1948, Francke. Fr. 14.50. — Eine ausführliche und genußreich zu lesende Darstellung der Entwicklung von Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie von den Anfängen im Griechentum bis zur Gegenwart, geschrieben für den interessierten Laien. Gegenüber allen nicht-naturwissenschaftlichen Fragestellungen zeigt J. allerdings die gleiche einseitige Voreingenommenheit, die er selbst den griechischen und mittelalterlichen Philosophen gegenüber der Naturwissenschaft zum Vorwurf macht, so etwa, wenn er mit dem Durch-

bruch des Christentums im griechisch-römischen Kulturkreis das „finstere Jahrtausend“ schlechthin beginnen läßt. Immerhin ist die Darstellung des Galilei-Prozesses erfreulich objektiv. Büchel

Eddington, A., Philosophie der Naturwissenschaft (Die Universität 6). kl. 8° (287 S.) Wien, Humboldt. DM 7.70. — Die moderne Physik, die durch Relativitäts- und Quantentheorie gekennzeichnet ist, verdankt ihre Erfolge zum großen Teil gewiß einer tieferen Besinnung auf die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der Forschung sowie der ausgiebigen Verwendung gruppentheoretischer mathematischer Methoden. Diese Tatsache gab offenbar die Anregung zu der vorliegenden Philosophie der Naturwissenschaft, die sich nicht auf die gesamte Naturwissenschaft erstreckt, sondern sich auf die Physik beschränkt, wie der Originaltitel „The Philosophy of Physical Science“ sicherlich auch gemeint ist. Der Verf. sieht seine Aufgabe darin, festzustellen, welche Philosophie bzw. Erkenntnistheorie der modernen Physik und ihrer Verfahrensweise bewußt und unbewußt zugrunde liegt und in ihr sich offenbart. Gegenstand der Überlegungen ist ihm dabei das Wissen von der Welt, das die Wissenschaft zutage fördert. E. sieht dieses Wissen durch zwei Merkmale gekennzeichnet: es ist subjektiv, und es ist strukturelles Wissen. Durch das wissenschaftliche Beobachtungsverfahren und die Art der geistig-mathematischen Verarbeitung des Beobachtungsmaterials werde eine Auslese getroffen, die von den subjektiven Erkenntnisfaktoren abhängt. Zwar gebe es ein objektives Element im physikalischen Wissen, es bestehe dafür aber nicht die gleiche Gewißheit wie für das subjektive Element. Alle grundlegenden Gesetze und Konstanten der Physik hält E. für a priori ableitbar aus den erkenntnistheoretischen Bedingungen der Naturerkenntnis; damit sind sie ihm auch durchaus subjektiv und notwendig und nicht empirische Regelmäßigkeiten, die in der Natur vorgefunden werden. So ist schließlich die ganze materielle Welt subjektiv, objektiv nur die übermaterielle Welt mit Leben, Bewußtsein, Geist. Das physikalische Wissen wird dargestellt durch gruppentheoretische Mittel, und wir wissen von den Dingen der Welt nach E. nur das, daß sie eine bestimmte Gruppenstruktur haben; was darüber hinaus auf Grund vorwissenschaftlichen Erkennens den Dingen noch zugeschrieben werde, sei eine unberechtigte Ausschmückung. Als Namen für seine Philosophie hält der Verf. die Bezeichnungen „Selektiver Subjektivismus“ und „Strukturalismus“ für passend. Wenn ihm auch ältere philosophische Systeme ungeeignet scheinen für eine naturwissenschaftlich begründete Philosophie, so sieht er doch begreiflicherweise in Kant und dem Positivismus Vorbilder seiner eigenen Philosophie. Auf dem Boden einer realistisch orientierten Philosophie, die aber von E. mit scharfen Worten abgelehnt wird, führt die Untersuchung der physikalischen Erkenntnisse selbstverständlich zu anderen Ergebnissen. Kritischer Realismus weiß wohl um subjektive Anteile bei unserem Erkennen, sieht aber mit Recht in der Welt bewußtseinsunabhängige Dinge, die in objektiv gesetzmäßigen Zusammenhängen stehen und über die mehr bekannt ist als ein nur strukturelles Wissen. Wie in seinem übrigen Publikationen ist E. auch hier bemüht, die sehr schwierigen Fragen durch gut gewählte und ausgeführte Beispiele dem Verständnis näherzubringen.

Junk

Dessauer, F., Religion im Lichte der heutigen Naturwissenschaft. kl. 8° (50 S.) Frankfurt 1950, Knecht. DM 2.80. — Die heutige Naturwissenschaft sieht D. charakterisiert durch die Methode induktiver Forschung, die Galilei im Gegensatz zum deduktiv-begrifflichen Denken der aristotelischen Schule begründet habe. Er ist sich bewußt, daß seine Schilderung der Galileischen Wende sowie die Gegenüberstellung der neuzeitlichen Naturwissenschaft mit der aristotelisch-scholastischen Naturlehre nur skizzenhaft und schematisch ist und im Rahmen des Büchleins nicht mehr sein kann. Damit ist gegeben, daß nicht die volle Wahrheit zum Ausdruck kommt; eine eingehendere Darstellung würde zeigen, daß die Vorläufer und Wegbereiter Galileis gerade unter den aristotelisch-scholastischen Naturphilosophen des 14. Jahrh. zu fin-

den sind. Der Verf. sieht den Unterschied zwischen alter und neuer Naturforschung darin, daß die letztere nicht mit vorgegebenen Kategorien an das Objekt herangeht, sondern Fragen an die Natur stellt und in Bereitschaft und Offenheit die Antwort der Natur abwartet. Diese nimmt der Forscher hin als eine Offenbarung, die natürliche Offenbarung Gottes. Die lebendige Schilderung dieses Forschererlebnisses spiegelt sicherlich eigene Erfahrungen des Verf. wider. Wenn so „die eigentliche Seinsweise des kosmischen Wanderers Mensch ist: *Geschöpf auf Offenbarung gestellt*“ (47), dann wird der Naturwissenschaftler gerade durch seine wissenschaftliche Tätigkeit offen und bereit für die Hinnahme der übernatürlichen Offenbarung, die ihm in der Religion entgegentritt. Darin sieht D. den Grund dafür, daß bei den gewaltigen Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften in heutiger Zeit das ausdrückliche Bekenntnis der Forscher zu Glauben und Religion immer häufiger werde, wie übrigens die ganz Großen unter den Naturwissenschaftlern stets religiös gläubige Menschen gewesen seien.

Junk

Dempf, A., *Theoretische Anthropologie* (Sammlung Dalp 67). kl. 8° (248 S.) München 1950, Lehnen. DM 8.40. — Als Einheit der naturwissenschaftlich und geisteswissenschaftlich gesicherten Einsichten soll eine „philosophische Menschenbetrachtung“ erstehen. Der mögliche Eingang in das System ist eine Menschennaturlehre und eine Selbstbewußtseinstheorie. Die vergleichende theoretische Biologie muß vorbereitend die Natur des Menschen feststellen. Vier Grundaxiome beziehen sich auf das Wesen der Organismuskomposition, auf das der zweiten Substanz, auf ein Postulat des zureichenden Ganzheitsgrundes und auf die Connaturalität von Organisation, Orientierung, Operation, Leben und Erleben. Die spezifische Organisation des Menschen wird als dreifache (sensitive, imaginative, intellektive) und nur teleologisch verstehbare aufgewiesen. Ein Schematismus von neun Grundvermögen und drei Welten des Menschen wird abgeleitet, worauf dann eine anthropologische Kategorienlehre gründen soll, die eigentliche Umreißung der Menschennatur selbst kann nach Ansicht des Verf. mehr die Probleme aufzeigen, denn eigentliche Lösungen geben; es müßte eine (induktive) Metaphysik vorausgesetzt werden können, die der Verf. erst in den Anfängen gegeben sieht. Für die Selbstbewußtseinstheorie wird der jeweils charaktertypische Ausgangspunkt als bestimmend erkannt. Wesentliche Fragen sind jedoch immer die nach der Freiheit und Unsterblichkeit, letztere als Eigenschaft der Geistigkeit eines lebensüberlegenen Selbst. Naturerkenntnis und Selbstbewußtseinstheorie gestatten schließlich den Umriß einer Fremderkenntnislehre und Charakterologie, die, soziologisch ausgeweitet, die Ausblicke auf Gesellschaftslehre, Geschichtsphilosophie und Ethik eröffnen. — Der Wert des Buches scheint uns einmal in seinem Ansatz zu liegen, der Natur und Person des Menschen exakt zu analysieren bestrebt ist; dann in dem Aufweis, daß die organisationsbedingte Weltbegegnung des Menschen nicht einer kosmologischen Objektivität zugänglich entgegengestellt bleibt, weil eben die „kleine Natur“ zur großen strukturanalog ist. Darüber hinaus aber müssen dem Buch mehr als ein Fragezeichen bleiben. Die gewollte Systematisierung muß doch an verschiedenen Stellen als recht hart empfunden werden. Kleinere Autoren werden als Zeugen genommen, wo größere schweigen oder zu widersprechen scheinen. Man sieht schlecht ein, warum ausgerechnet M. Victorinus für den lateinischen, Eckhart für den deutschen Sprachraum als Schöpfer der Philosophensprache gelten sollen. Die vom Verf. durchgängig angenommene Formulierung einer 1., 2., 3. Substanz (Leibstoff, allgemeine Natur, konkretes Einzelwesen) ist insofern mißverständlich, als sie zwar im 12. Buch der Metaphysik des Aristoteles ihre Grundlage hat, jedoch in der Bezeichnung einer 1., 2., 3. Substanz gerade nicht in die Sprache der aristotelisch-scholastischen Tradition eingegangen ist. Schließlich mag es überraschen, daß der Verf. meint: „Leider hat sich die Neuscholastik gerade in der Absetzung vom Güntherschen System durch Kleutgen konstituiert“ (189). A. Günthers System wird in diesem Zusammenhang als geniale Vollendung der Selbstbewußtseinstheorie Schlegels über Fichte und Lotze hinaus bezeichnet!

Trapp

Bauhofer, O., Maske und Ebenbild. Die christliche Lehre vom Menschen. kl. 8° (104 S.) Luzern 1950, Rex-Verlag. Fr. 4.80. — Dieses schmale Bändchen könnte wohl durch seine bescheidene Gestalt hinwegtäuschen über das Gewicht seines Gehaltes und den außergewöhnlichen Wert seiner Darstellung. Doch ist es bei den Lesern unserer Zeitschrift (vgl. 10 [1935] 593 und 11 [1936] 406—409) davor schon allein durch den Namen seines Verf. geschützt. Der Untertitel spricht es klar aus, daß es um ‚die christliche Lehre vom Menschen‘ geht, während der verschleiern-enthüllende Obertitel offenbar gewählt ist, um anzudeuten, daß das Rätsel Mensch vor allem ‚das Rätsel seines Gesichtes‘ ist, will sagen: seines ewigen Antlitzes, das die geistige Person unverlierbar in den gottebenbildlichen Zügen der ‚anima naturaliter christiana‘ an sich trägt; seiner im ersten Adam verloren gegangenen ‚facies animae‘ (mit den Vätern zu reden), deren übernatürliche Gottebenbildlichkeit der erlöste Mensch nur durch die Anverwandlung in das Antlitz des Gottmenschen wiedergewinnt; seiner vielgesichtigen Masken der Fiktion und Selbsttäuschung, der Gott- und Selbstvergessenheit, der unbewussten Zwiespältigkeit und pharisäischen Scheinheiligkeit, der bewußten Irreführung und willentlichen Hinterhältigkeit, usw. In der reifen Frucht dieser 12 Essais hat der Verf. nicht nur ein wichtiges Stück der theologischen Anthropologie neuartig dem erlebenden Verstehen nahegebracht, sondern auch als Basis einer christlichen Ethik und Aszetik mit kräftigen Strichen eindrucksvoll skizziert.

Ternus

v. Aster, E., Die Psychoanalyse (Sammlung Dalp). 2. Aufl. kl. 8° (232 S.) Bern 1949, Francke. DM 9.50. — Das Buch stellt eine Einführung in die Psychoanalyse Freuds dar (von Adler und C. G. Jung ist darin nur ganz kurz die Rede). In einem einleitenden Abschnitt (7—20) wird das Verhältnis der Psychoanalyse zur modernen Psychologie dargelegt. Von den Voraussetzungen der Assoziationspsychologie und des psychophysischen Parallelismus ausgehend hat Freud stets daran festgehalten, daß alles seelische Geschehen mit der gleichen Notwendigkeit von Ursachen determiniert ist wie die Vorgänge in der Körperwelt (11). Diese geistesgeschichtlichen Grundlagen bestimmen das Menschenbild Freuds. Der Mensch „ist ein beseelter, von Trieben erfüllter Körper“ (16). Von der Katharsis Breuers (21—30), der Befragung in der Hypnose, hat Freud sich bald gelöst und seine analytische Methode (31—40) ausgebildet: die „freien Einfälle“ sollen in die Nähe der verdrängten Vorstellungen und damit der Erlebnisse führen, die als die Ursache krankhafter Symptome angesehen werden müssen. Neben diese freien Assoziationen (und die „zufälligen“ Fehlhandlungen) tritt als wichtiger Zweig der psychoanalytischen Theorie und Praxis bei Freud die Kenntnis des Traumes (55—86) und die Auflösung der Traumsymbolik. Die beiden Abschnitte über die sexuelle Verursachung der Neurosen (87—105) und die Entwicklung der Sexualität beim Kinde (149—170) sind geeignet, den Leser in die wirklichen Gedanken der Triebpsychologie Freuds einzuführen (vgl. die Ausführungen über die Sublimierung des Sexualtriebes zum Forschertrieb S. 123 ff. und zum Schaffenstrieb S. 144 ff., über die psychologischen Zusammenhänge zwischen Geiz des Erwachsenen und frühkindlicher Analerotik S. 108 ff., über die Ödipusbindung S. 149—170). — Im allgemeinen identifiziert der Verf. sich durchaus mit den Auffassungen Freuds. „Einige kritische Bemerkungen“ (194) treffen, wie uns scheint, nicht den Kern der Problematik, um den ernste Forscher auch aus der heutigen Gefolgschaft Freuds ringen (vgl. M. Boss und H. Kunz in *Studium generale* 3 [1950] H. 6). Bei der Zurückführung der Symptome des kranken Seelenlebens auf die Faktoren des Unbewußten wird es nach v. A. „dem geübten Analysator möglich, die verdrängten Vorstellungen zu erraten, aus den Assoziationen sie herauszudeuten“ (31). Bei diesem „Erraten“ und „Herausdeuten“ verlassen wir jedoch naturgemäß den Boden der unmittelbar gegebenen oder beobachteten Phänomene. Es besteht die Gefahr, daß, wie Freud es ausdrücklich fordert, „die wahrgenommenen Phänomene gegen die nur angenommenen Strebungen zurücktreten müssen“. Eine wenn auch nur

kurze wissenschaftstheoretische Besinnung zu dieser Problematik würde sich zum Vorteil des Buches ausgewirkt haben. Gilen

Caruso, I. A., Tiefenpsychologie und Daseinswerte (Kleine Texte z. Theol. und Seelsorge 10). 8° (24 S.) Wien 1948, Seelsorger-Verlag (Herder). Sch. 1.80. — In der vorliegenden Kleinschrift wendet sich der Verf. gegen die rein kausal-deterministische Methode der heutigen Tiefenpsychologie, durch die der Mensch aus der wahren Objektivität seines Daseins herausgerissen wird. Faßt sich der Mensch als autonomes Wesen auf, so sucht er in seinen eigenen Empfindungen das ausschließliche Kriterium für seine Handlungsweisen, bejaht nur das Angenehme und fürchtet nur die Unlust. Diese Einstellung muß zur Hypertrophie des eigenen Ichs führen (10). Die Gesundheit des Menschen kann nur dann angebahnt werden, wenn das eigene Ich gesprengt, wenn eine feste Bindung an eine absolute und objektive Wertordnung gefunden wird (12). All das muß freilich im Sinne eines persönlich gelebten Wertes verstanden werden. Der Verf. hat den Mut, die Behauptung auszusprechen, daß jede Neurose letztlich in einem Abfall vom absoluten und objektiven Wert bestehe. Folgerichtig kann sich die Psychotherapie nicht in einer reinen Analyse erschöpfen, sondern muß sich die Aufgabe stellen, die innerseelischen Anlagen aus dem Dunklen und Triebverhafteten zum Hellen und Wertgebundenen hin zu transzendieren (22). Zu diesem Ergebnis konnte C. kommen, weil er, zwar unausgesprochen, ein auf Geistigkeit und Religiosität ausgerichtetes Menschenbild voraussetzt. Stasch

de Montpellier, G., Conduites intelligentes et Psychisme chez l'Animal et chez l'Homme. Étude de Psychologie comparée (Editions de l'Inst. Sup. de Philos.). 2. éd. augm. 8° (411 S.) Louvain oder Paris (1949), Nauwelaerts oder Vrin. bFr. 125.— — In dieser ausgezeichneten Arbeit will der Verf. zeigen, daß der fundamentale Unterschied in der seelischen Struktur (Psychismus) von Mensch und Tier nicht durch die Kategorien von Intelligenz und Instinkt getroffen wird. Er offenbart sich vielmehr in verschiedenen *Formen der Intelligenz* (12). *Der erste Teil* des Werkes (15—258) ist einer Untersuchung des Instinktes (15—47) und der Intelligenz im Tierreich gewidmet. Aus der Definition des Instinktes, die M. gibt (31), ist der bemerkenswert hohe Grad von Komplexität und Anpassungsfähigkeit hervorzuheben, der instinktivem Verhalten eignet. In der schwierigen Frage nach der Erklärung instinktiven Verhaltens muß sich nach M. ein biologisch eingestellter Psychologe darauf beschränken, die inneren und äußeren Bedingungen für Erscheinung und Ablauf der Instinkthandlungen aufzudecken (47). Die deutlichsten Unterschiede zwischen instinktivem und intelligentem Verhalten liegen einmal in der ganz anderen Art von Anpassung (bei Intelligenz auch ganz neue Formen des Tuns, die völlig außerhalb des „Themas“ stehen). Sodann ist das intelligente Tun nicht angeboren, sondern erworben: es kann gelernt werden, z. B. im Labyrinthversuch. Nach einer eingehenden und teilweise recht scharfsinnigen Diskussion der verschiedenen Erklärungsversuche glaubt M., daß die Theorie von Tolman, trotz gewisser Bedenken, den Phänomenen des Lernens am ehesten gerecht wird (109). In einem ausführlichen Kap. über das System Mittel—Zweck untersucht der Verf. die tierische Relationserfassung nach ihren verschiedenen Dimensionen (171—254). — Die neue Form von Intelligenz, die sich nur beim Menschen findet (*zweiter Teil* der Arbeit, 261—383), wird vom Verf. als rationale oder logische gekennzeichnet. Sie erscheint aber noch nicht zu Beginn des menschlichen Lebens. Vielmehr ist das intelligente Verhalten beim Kleinkind ähnlich dem des Tieres und infolgedessen, wie eine Reihe von Versuchen gezeigt haben, exklusiv als raum-zeitlich zu bestimmen: intelligence spatio-temporelle. — Die Arbeit M.s beruht auf gründlicher Kenntnis der empirischen Forschungen zur vergleichenden Psychologie. Das Verzeichnis der zitierten Literatur, überwiegend englisch-amerikanische und französische Werke, umfaßt mehr als 20 Seiten (384—411). Wir vermissen darunter W. Sterns Psychologie der frühen Kindheit, auch Zuninis Untersuchungen zur Psychologie der Fische (1938—1942) sollten benützt und genannt werden. An einigen Stellen des Buches wird auf Literatur verwiesen, die im Ver-

zeichnung nicht erscheint, so S. 116 auf Köhler (1920), S. 234 auf Françon (1938) und Frisch (1946). M. bietet in seinem Werke nicht nur einen Einblick in die Methoden und Ergebnisse dieses Zweiges der psychologischen Forschung, sondern auch Diskussionen, zum Teil neue Interpretationen und den Versuch einer persönlichen Synthese. Trotz gewisser Vorbehalte hat er sich in Anschauung und Darstellung die Terminologie und Begriffswelt der Gestaltpsychologie zu eigen gemacht. Im 2. Teil des Werkes, der sich mit der Intelligenz und dem Psychismus des Menschen beschäftigt, hätte M. den wesentlichen Unterschied gegenüber der Intelligenz im Tierreich noch weiter verfolgen, evt. auch auf die strukturellen Grundlagen dieses Unterschiedes eingehen können.

Gilen

Rothaus, E., Das Sittliche eine Kraft des menschlichen Unbewußten. 8° (109 S.) Stuttgart 1949, Klett. DM 5.50. — In diesem Buche hat der Verf. mehrere Abhandlungen aus der psychotherapeutischen Praxis zusammengefaßt. Der Titel des Buches gibt den Inhalt der ersten Abhandlung (9—45) wieder. An Hand von Träumen eines Sechzehnjährigen, der dem Verf. befreundet war (er war kein Patient), sucht R. darzutun, daß wir im Sittlichen nicht eine vom Unbewußten unabhängige Größe, sondern geradezu eine Kraft des Unbewußten erblicken müssen. Die Träume, die er mitteilt, sind recht instruktiv und geben, zusammen mit der Interpretation des Verf., eine aufsteigende Linie in der sittlichen Entwicklung dieses jungen Menschen, genauer: seiner Stellung zur Sexualität. Die Analyse des Buches erweist die Tatsache, daß im Unterbewußtsein auch sittliche Kräfte (vielleicht besser: positive Kräfte für eine in persönlicher Freiheit zu gestaltende Sittlichkeit) eines Menschen verborgen liegen, die im Traumleben wirksam werden können — eine Tatsache, die speziell mit Rücksicht auf das Traumleben schon bei azetischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts besprochen wird. Wir glauben jedoch, daß der Verf. bei seinem Probanden auch aus dem Zustand des vollwachen Bewußtseins in ähnlicher Weise wirkende sittliche Impulse entnehmen konnte, die noch dazu aufgewiesen werden konnten, ohne daß eine immerhin mehrdeutige Symbolanalyse bemüht werden mußte. Gerade die sittlichen Kämpfe dieses jungen Menschen und das bestehende Vertrauensverhältnis hätten gutes Material für diese Untersuchung dargeboten. Man kann das Sittliche nicht *ausschließlich* als eine Kraft des Unbewußten ansehen; es ist auch eine Kraft des bewußten menschlichen Lebens. Ebenso wenig könnte man behaupten, das Unbewußte sei eine Quelle, aus der nur Antriebe zum Sittlichen aufsteigen. Aus dieser Region kommen ebenso Antriebe in das Unsittliche (vgl. auch das Beispiel aus seiner eigenen Praxis S. 102f.). In das Gebiet der Religionsphilosophie reicht die Meinung des Verf., daß die Psychotherapie „den überzeugendsten Gottesbeweis geführt hat“ (42), eine Überzeugung, die wir allerdings nicht zu teilen vermögen. Wenn der Verf. weiter meint, daß „die historischen Gottesbeweise für uns heute nichts sind als eine intellektuelle Spielerei“, so trifft das bei einem Großteil der modernen europäischen Menschheit zu. Die Gründe für dieses Phänomen sind jedoch sehr komplizierter Art. Eine Wurzel dieser Erscheinung reicht auch in jene Tiefen seelischer Zusammenhänge, in welche die Psychotherapie hinabzusteigen versucht. Auch hier wird wieder sichtbar, daß aus den Gründen des Unbewußten nicht nur sittliche, sondern auch andere Kräfte gespeist werden. Sein Begriff der Offenbarung als ein aus dem Unbewußten aufsteigendes Gefühl und inneres Erleben (43), das dann auch von den Männern der Bibel und den Mystikern nach außen projiziert wurde, enthält nicht mehr das Moment unmittelbarer Kundgabe göttlicher Gedanken und Pläne an den Begnadeten. Religionsgeschichtlich und auch religionspsychologisch gesehen, wird er sicher nicht der ganzen Variationsbreite religiöser Erkenntnisse gerecht. — Die „Grundlagen der Psychotherapie“ (80—95) sieht R. in einer Bereitschaft des Arztes, dem Patienten nicht seine eigenen Meinungen aufzunötigen. Er soll vielmehr zusammen mit dem Patienten in gemeinsamer Arbeit auf die Stimme des Unbewußten hören, die Arzt und Patient die richtigen Wege weisen soll. Dabei wird dem Unbewußten in personifizierender

Weise ein Überblick über tiefere Zusammenhänge zugeschrieben, so daß man unwillkürlich an den subsistierenden intellectus agens der Araber erinnert wird. — In einem letzten Aufsatz tritt R. mit guten Gründen für eine „Übertragungslose Psychotherapie“ ein (96—107). Auf die Möglichkeit einer solchen Heilmethode hat neuestens auch C. G. Jung hingewiesen. — An der Arbeit von R. berührt wohlthuend der große sittliche Ernst, von dem sie getragen ist. Gilen

Stern, E., *Jugendpsychologie*. 4., neubearb. Aufl. gr. 8° (160 S.) Stuttgart 1950, Hippokrates-Verlag. DM 9.50. — Dem Leser wird eine umfassende Einführung in die Entwicklung des Kindes von der Geburt bis zum Abschluß der Pubertät geboten. Der Verf. läßt bei der Schilderung und Beurteilung der einzelnen Entwicklungsstufen fast alle psychologischen Richtungen und die neueste ausländische Literatur zu Worte kommen. Von philosophischer Bedeutung ist vor allem der 1. Teil, der sich mit den Bedingungen der geistigen Entwicklung und mit dem Problem der Bildsamkeit befaßt. Der Verf. stellt sich weder auf die Seite des Nativismus noch auf die des Empirismus, sondern spricht von einem „Konvergenzprinzip“, nach dem sowohl die erbten Anlagen wie auch die Einflüsse der Umwelt für die Entwicklung des Kindes verantwortlich gemacht werden. Dieses Prinzip mag in der Kindheit viele Tatsachen erklären, scheint aber im Hinblick auf die Entwicklung der Persönlichkeit keine Allgemeingültigkeit zu besitzen. Hat der Jugendliche eine gewisse Selbständigkeit erreicht, so wird man neben den oben genannten zwei Faktoren noch eine dritte Größe für das Werden der Persönlichkeit verantwortlich machen müssen, das Selbst und die daraus fließende Selbstbestimmung. Dieser Faktor wird vor allem für die inhaltliche Richtung oder das wertende Lebensideal von entscheidender Bedeutung sein. Der Begriff „Erbanlage“ wird vom Verf. nur in der engsten Bedeutung verwendet. Als vererbt wird nur das angesehen, was von Anfang an in der Keimzelle festgelegt ist. Den vererbten Anlagen werden die angeborenen gegenübergestellt (38 f.). Aber auch die Erbanlagen bestimmen die Entwicklung des Kindes noch keineswegs eindeutig; eine und die gleiche Anlage kann verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten zulassen (42). Es fehlt jedoch in Bezug auf die Erbanlagen noch eine weitere Einschränkung, und zwar jene, daß die Anlagen in sich nur formaler Natur sind und erst durch die Richtung auf ein Ideal, auf eine wertende Weltanschauung, mit einem Inhalt angefüllt werden. Im 2. Teil des Werkes werden die einzelnen Stufen der seelischen Entwicklung dargestellt. Wenn der Verf. auch alle psychologischen Richtungen berücksichtigt, so stehen doch die Anschauungen der Psychoanalyse und der Individualpsychologie weitgehend im Vordergrund. Das Werk wendet sich an weitere Kreise und verfolgt neben dem wissenschaftlichen einen praktischen Zweck, indem es in allen Entwicklungsstufen auf die möglichen Gefahren einer Fehlentwicklung hinweist. Stasch

Zillig, M., *Psychologie des Jungmädchens*. 8° (132 S.) Heidelberg 1949, Quelle u. Meyer. DM 7.—. — Das Buch von Z. beschäftigt sich mit der Psychologie des zwölf- bis vierzehnjährigen Mädchens. Im 1. Teil (7—49) bietet der Verf. eine Psychologie der Vorreifungszeit, im 2. Teil (50—125) wird die psychologische Entwicklung der Frühreifungszeit dargestellt. Der Aufbau der Untersuchung steht in beiden Teilen weitgehend unter den gleichen Gesichtspunkten: Auftreten und Gebaren, zusammenfassende Kennzeichnung der Persönlichkeit, Ausdruck und Gestalten, Interessen, Gefühlsleben, Willensleben, mitmenschliche Beziehungen. Dem 2. Teil ist ein Abschnitt über Berufswahl angefügt. In den weiteren drei Kapiteln dieses Teiles über Jungmädchen als Zeuginnen, über Fehlhandlungen, Entgleisungsgefahren und Kriminalität, über die Wertwelt sind Zwölf- und Vierzehnjährige unmittelbar nebeneinandergestellt. Die Untersuchung bezieht sich vor allem auf mainfränkische Jungmädchen und berücksichtigt mehr die Volksschülerin als die höhere Schülerin, für die z. B. innerhalb dieser Entwicklungsphasen das Berufsproblem noch nicht aktuell ist. Die Persönlichkeit des Mädchens in der Vorreifungszeit ist gekennzeichnet durch ihre Uneinheitlichkeit (10). Die Er-

lebnis- und Betrachtungsweisen der Kindheit genügen nicht mehr, neue Wege des Erfassens und des Verständnisses von Mensch und Umwelt öffnen sich nur langsam und nach mancherlei Täuschungen und Mißgriffen den tastenden Versuchen, in die Welt der Erwachsenen oder auch älterer Jugendlicher hineinzuwachsen. Eine Reihe seelischer Spannungen geben der uneinheitlichen Seelenlage dieser Jahre ihr charakteristisches Gepräge. So das Erwachen vielseitiger Interessen und das Fehlen neuer und angemessener Erkenntnisformen, Selbständigkeitsstreben und leichte Störbarkeit eines noch unsicheren Selbstwertgefühls, Unausgeglichenheit der Gefühle und hohe Bereitschaft zu sozialem Kontakt. Zwar findet sich auch bei den Mädchen der Fröhreifezeit vielfach noch eine sehr bewußte Hinwendung nach außen. Dabei schenken sie ihr Interesse in hohem Maße den Erwachsenen und deren Lebensführung, sind auch mehr befähigt, sich in das Seelenleben Erwachsener hineinzudenken. Im allgemeinen bedeutet aber diese Zeit den Beginn der seelischen Reifung (51) und damit die Entdeckung des eigenen Ich mit seiner körperlichen und vor allem seelischen Besonderheit. — Die Arbeit von Z. ist in ihren Ergebnissen, ihrer Methode und ihrer Darstellung ein dankenswerter Beitrag zur Jugendpsychologie. Man spürt fast auf jeder Seite, daß sie auf dem sicheren Fundament einer jahrelangen wissenschaftlichen Arbeit und eines langen verständnisvollen Umganges mit Mädchen ruht. Das Schriftumsverzeichnis, das dem Buche beigegeben ist, umfaßt 172 Nummern. In Nr. 9 (S. 127) muß es heißen: Bollnow, Otto Friedrich (statt Franz). Gilen

Hofstätter, P. R., Die Psychologie der öffentlichen Meinung. 8^o (184 S.) Wien 1949, Braumüller. DM 8.—. — Die Studie H.s ist in flüssiger Sprache, an manchen Stellen mit fast journalistischer Lebendigkeit geschrieben. Der Verf. hat sich ein doppeltes Ziel gesetzt. Er will einmal dem deutschsprachigen Leser einen gewissen Einblick in das reiche Material geben, das die amerikanische Forschung in den letzten Jahren zu diesem Problemkreis beigetragen hat. Dieses Ziel wird durch die in den vielen Anmerkungen mitgeteilte Literaturangabe erreicht. Man möchte wünschen, daß außerdem noch ein gutes Autorenverzeichnis beigegeben wäre. — Die weitere Aufgabe des Buches war, eine psychologische Theorie der öffentlichen Meinung zu bieten. Diese Theorie basiert auf tiefenpsychologischer Grundlage. In der öffentlichen Meinung liegt die mehr oder weniger allgemein anerkannte Antwort auf eine Reihe von Fragen politischer, wirtschaftlicher u. a. Natur vor, die der Befragte aus eigener Erfahrung oder Kenntnis nur zu einem kleinen Teil beantworten könnte. Statt nun das Nichtwissen und das andauernde Überfragtsein sich selbst und anderen einzugestehen, weicht der Mensch im allgemeinen diesem beklemmendem Erlebnis der Ungewißheit aus und macht sich die vorgeprägten, oft stereotypen Formeln der öffentlichen Meinung zu eigen. Auch das Prestige (70—102), das z. B. ein Präsidentschaftskandidat bei seinen Wählern genießt, ist in analoger Weise zu erklären. Wenn H. in dem Abschnitt über Propaganda glaubt, daß die begriffliche Unterscheidung zwischen Propaganda und Erziehung sehr schwierig sei und daß „die Grenzlinie sich wirklich kaum ziehen lasse“ (104), so dürfte der Begriff der Erziehung hier wohl nicht tief genug gefaßt sein. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß besonders die von der Öffentlichkeit geleitete Erziehung nach Ausweis der Geschichte leicht in den Dienst der Propaganda gestellt werden kann und daß sich auch gemeinsame Momente in Erziehung und Propaganda finden, z. B. das Phänomen der Suggestion. — Die von H. aufgestellte Theorie der öffentlichen Meinung ist beachtenswert. Zu fragen wäre, ob nicht neben dem der Angst vergleichbaren Unsicherheitserlebnis noch einem schwachem Selbstwertgefühl und einem wirksamen Geltungsstreben sowie der mangelnden Anstrengungsbereitschaft des Menschen mehr Gewicht über die Aneignung und auch den Wandel der öffentlichen Meinung zukommt, als es bei H. deutlich wird. Gilen

4. Ethik und Gesellschaftslehre. Rechts- und Staatsphilosophie

Die Kirche in der Welt. Wegweisung für die katholische Arbeit am Menschen der Gegenwart. Ein Loseblatt-Lexikon. Schriftleitung: J. P. Steffes, A. Eickhoff. Jährlich 3 Lieferungen. 2. Jhg. 1949 (520 S.), 3. Jhg. 1950 (486 S.). Je Lfg. DM 5.—, Jhg. geb. DM 19.—. — In Beiträgen von 2—12, in der Regel 4—8 Druckseiten Umfang behandelt dieses Loseblatt-Lexikon Fragen aus den Gebieten des religiösen Lebens, der Philosophie, der geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen, wobei vor allem die Bereiche des Rechts, des Staatslebens und der Politik, der Gesellschafts- und Wirtschaftslehre Berücksichtigung finden. Die angestrebte Verbindung von Grundsätzlichkeit und Aktualität ist im großen und ganzen recht glücklich erreicht. So wird beispielsweise in der 1. Lfg. 1950 die damals in den Brennpunkt der Erörterungen getretene Frage des Mitbestimmungsrechts gleich in 3 Beiträgen behandelt: „Mitbestimmungsrecht des Betriebsrats“ (*E. Molitor*), „Mitbestimmung und KAB“ (*J. Even*), „Mitbestimmung und Gewerkschaften“ (*F. Deus*); dazu kommt ein Beitrag über den „Neuen Weg der Duisburger Kupferhütte“ aus der Feder eines Nächstbeteiligten (*E. Wurm*). In der nächsten Lfg. folgt ein Beitrag über die Papstansprache vom 3. 6. 1950 im Hinblick auf das Mitbestimmungsrecht (*J. David*) und über die betriebliche Mitbestimmung der Arbeiter in geschichtlicher Entwicklung (*Ad. Geck*), in der 3. Lfg. dieselbe nochmals in soziologischer Betrachtung (vom gleichen Verf.). Ein anderes Beispiel für Behandlung einer aktuellen Frage ist der Beitrag über die Europäische Zahlungs-Union (*G. Rudnitzki*). Die große Mehrzahl der Mitarbeiter sind Katholiken; einzelne Beiträge sind von evangelischen Christen (*C. v. Dietze*, *F. Lütge*) beigezeichnet, liegen aber inhaltlich ganz in der Linie der katholischen Soziallehre. Ausnahmsweise wird auch einmal ein Beitrag aus evangelischer Feder gebracht, um den Leser mit Auffassungen, wie sie auf evangelischer Seite bestehen, vertraut zu machen, so über „Kirche und Politik“ (*K. v. Bismarck*), eine wirklich gute und klug abwägende Information. — Vorzug und in gewissem Grade auch Schwäche dieses Loseblatt-Lexikons ist der Mangel jeder Bindung an Systematik. So kann man plötzlich aktuell werdende Fragen (Mitbestimmungsrecht!) zwanglos einschieben und anderes zurückstellen; man kann die Beiträge, die von den Mitarbeitern geliefert werden, abdrucken und wird durch ausbleibende Beiträge, das Kreuz jedes Sammelwerks, nicht aufgehalten. Die Herausgeber haben eine beachtliche Zahl ausgezeichnete Mitarbeiter gewonnen; fast ohne Ausnahme stehen alle Beiträge auf beachtlicher Höhe und bringen trotzdem ihren Gegenstand auch einem weiteren Leserkreis verständlich nahe. v. Nell-Breuning

Die Frau. Wesen und Aufgaben. Hrsg. von Dr. Alice Scherer (Wörterbuch der Politik, Heft VI). Lex-8° (X u. 324 Sp.) Freiburg 1951, Herder. DM 7.80. — Kaum erschienen, hat dieses Heft des „Wörterbuchs der Politik“ bereits einige sehr günstige Besprechungen gefunden. Mit vollem Recht, denn es vereinigt eine stattliche Reihe wirklich gediegener Beiträge, die — unter Aussparung des Fragenkreises von Ehe und Familie, dem ein eigenes Heft gewidmet werden soll — wohl alles Wesentliche behandeln. Die Herausgeberin hat es verstanden, die Beiträge einiger Verfasser und zahlreicher Verfasserinnen auf eine „Generallinie“ zu bringen, die sich als maßvoll, sachlich, aufgeschlossen, fortschrittlich kennzeichnet. Daß die katholische Glaubens- und Sittenlehre niemals verletzt wird, braucht kaum gesagt zu werden. Besonders erwähnenswert sind die Beiträge von *Gertrud Bäumer*, in denen die Frauenbewegung von ihren Anfängen bis in die heutige Mitverantwortung im öffentlichen Leben verfolgt wird, sowie die Beiträge über die Frau im öffentlichen Leben, von denen besonders der kurze Beitrag über die Schweiz von *Dr. Maria Muther-Widmer* als ein Meisterstück staatspolitischer Klugheit und vornehmen Taktes zu rühmen ist. In den dornigen Fragenkreis der Frauen-(berufs)arbeit einerseits, von Haushalt und Hausfrau anderseits teilen sich hier *Bertha Voigt* und *Dr. Hildegard Bleyler*, dort *Prof. Dr. Elisabeth Liefmann-Keil* aus der nationalökonomischen und *Anna Volk* aus der hausfrau-

lichen Sicht. In den durch Art. 3 GG aufgeworfenen und demnächst wohl noch lebhaftere Erörterungen auslösenden Fragen wird die gleiche mittlere Linie gehalten, die F. W. Bosch in seinem ausgezeichneten Aufsatz „Gleichberechtigung im Bereich der elterlichen Gewalt“ (Südd. Juristen-Zeitung 5 [1950], Nr. 9, 625—646) entwickelt und begründet hat. — Am Ende des Heftes findet sich ein ebenso wertvolles wie umfangreiches Schrifttumsverzeichnis, nicht in ermüdender Aufzählung nach dem Abc der Verfassernamen, sondern in übersichtlicher Gliederung, so daß man zu jeder Frage das einschlägige Schrifttum mühelos findet. Das Heft gereicht dem „Wörterbuch der Politik“ zur Ehre.

v. Nell-Breuning

Endres, F. C., Sittliche Grundlagen menschlicher Beziehungen. 8° (237 S.) Zürich 1950, Rascher. DM 11.50. — Diese vollständig neu bearbeitete und durch einen Anhang (Briefe an arbeitende Menschen) ergänzte Aufl. will dem Materialismus eine sittliche Grundidee entgegenstellen und dadurch die vielen, die trotz allem eine sittliche Persönlichkeit werden wollen, stützen. Das soll aber geschehen durch Vermeidung alles Okkulten und „Mystischen“ und mit bewußtem Abstand vom Religiösen im Sinn einer dogmatischen Konfession. Die Hauptprobleme dieser pädagogischen Ethik sind: der Mensch mit sich selbst, Ehe und Liebe, Erziehungsfragen, Mensch und Beruf, soziale Beziehungen. Die Briefe an arbeitende Menschen kreisen um den anständigen Menschen, den Brüdergedanken und die Persönlichkeit. E. erweist sich auch in diesem Buche als erfolgreichen Pädagogen, der es versteht, die Menschen im Alltag anzusprechen. Das zeigen treffliche Formulierungen, besonders über Liebe und Ehe, Liebe und Triebhaftigkeit, den seelischen Schwerpunkt der Frau. Mit der Zurückdrängung des religiösen Gedankens hängt es aber zusammen, daß die wirksame sittliche Begründung nicht immer zur wünschenswerten Tiefe kommt, besonders beim Problem des Leidens. Die Darstellung von Suggestion, Training, Bewußtsein der Unvermeidlichkeit u. ä. sollte noch erweitert werden. Das Problem von Schuld und Sünde kommt nicht zur Sprache.

Schuster

Fischer, Guido, Christliche Gesellschaftsordnung und Sozialpraxis des Betriebes. kl. 8° (188 S.) Heidelberg 1950, Kerle. DM 3.60. — Der Münchener Betriebswirtschaftler geht an die Frage der Gesellschaftsordnung vom Blickwinkel des Betriebs heran. Das hat den Vorteil, daß zwischen den oft getrennt nebeneinander her laufenden Bemühungen um Herstellung einer rechten Ordnung in der menschlichen Gesellschaft einerseits, im Betrieb andererseits Verbindungen hergestellt werden. Aus seiner Erfahrung heraus bietet der Verf. eine Fülle wertvoller Anregungen für die betriebliche Sozialpolitik und allgemein für eine soziale Betriebspolitik. Im einzelnen wird man in vielen Stücken anderer Meinung sein können. Grundsätzliche Bedenken dürften zu erheben sein gegen seine Auffassung vom Betrieb als „Organ der menschlichen Gesellschaft“ (87, 101), wodurch dem Betrieb eine ihm nicht zukommende öffentlich-rechtliche Qualität beigelegt wird. Von „Organen“ der Betriebsgemeinschaft zu sprechen, hat seinen guten Sinn; der Betriebsrat ist zweifellos ein solches Organ. Dagegen erscheint die Bezeichnung des Eigentümer-Unternehmers als „Organ“ der Betriebsgemeinschaft (118/9) bedenklich; damit wird der wesentliche Unterschied zwischen dem Eigentümer-Unternehmer und dem Funktionär-Unternehmer („manager“) verwischt. Offenbar liegt das in der Linie des Verfassers, der eine „Entlassung“ (Abmeierung) des untüchtigen Eigentümer-Unternehmers gleichgeordnet mit der Entlassung unfähiger Angestellter oder Arbeiter vorsieht (95/96). Der Gedanke ist aus der Kriegswirtschaft und insbesondere vom Reichsnährstand her bekannt, ist aber doch nur als Notstandsmaßnahme vertretbar, während er sich beim Verf. als grundsätzliche Folge seiner Organschaftsauffassung ergibt. — Zwischen Mitbestimmung und Mitbeteiligung (Miteigentum) bestreitet Verf. jeden Zusammenhang (181). Eine echte wirtschaftliche Mitbestimmung (co-gestion économique, co-management) dürfte aber Mitbeteiligung implizieren: wer aus eigenem Recht, nicht als bloßer Vertreter im Willen, über die zu tätigenen Geschäfte mitbestimmt, muß diese Geschäfte auch für und gegen sich, d. i. als

die seinigen gelten lassen, ist also notwendig in irgendeinem Maße oder Grade Teilhaber dieser Geschäfte. — Verf. ist ein bekannter und verdienter Vorkämpfer der Familienausgleichskassen; leider verunklart er deren Zielsetzung, indem er von Familienlohn (176, 184) spricht, wo es sich um Familienzulagen handelt, die keine Lohnbestandteile sind, sondern — auch wenn die Verfahrenstechnik einen anderen Eindruck erweckt — ihrem Grundgedanken nach Ausgleichszahlungen der Bezieher von Lohn- oder anderem Einkommen untereinander sind.

v. Nell-Breuning

Giacon, C., S.J., *La Seconda Scolastica. I Problemi giuridico-politici.* Suárez, Bellarmino, Mariana (Arch. Philos. Aloisianum, Serie II, 6). gr. 8° (304 S.) Mailand 1950, Bocca. L. 1000.— — Nach den Wirren der französischen Revolution glaubten in Italien einige, und zwar gerade tiefere Geister, das Chaos könne nur durch die große geistige Weltanschauung eines Hegel überwunden werden. Dieser beziehe ja auch die wichtige Regelung des staatlichen Lebens ein. Es waren vor allem Spaventa, dessen geistiges Erbe heute noch durch seinen Neffen Benedetto Croce verwaltet wird, und später Saitta, die, beide zunächst katholische Priester, nachher den Hegelschen Pantheismus in Italien hoffähig machten. Als Mitarbeiter Giovanni Gentiles, des Kultusministers Mussolinis, förderte Saitta — wie die Hegelianer überall — den Staatstotalitarismus. G.s unbeugsame Kritik an dieser Hegelianischen Richtung und vor allem an ihrer Deutung der katholischen Staatslehre, in erster Linie der Staatslehre der Jesuiten des 16. und 19. Jahrhunderts, ist also auch als ein Beitrag zu der in allen Ländern erforderlichen Bekämpfung des Staatstotalitarismus zu werten und zu begrüßen. Während nun jene Hegelianer die Jesuiten des 16. Jahrhunderts als die demokratischen Wegebereiter der französischen Revolution je nachdem lobten oder brandmarkten, sah sich G. gleichzeitig in die Notwendigkeit versetzt, gewissen Anschauungen des französischen Dominikaner-Soziologen Delos über die Suaresische Gesetzeslehre die Unterlagen zu entziehen. Nach Delos war es freilich Suárez, der durch seine Gesetzeslehre gerade den späteren Absolutismus heraufführte. Er habe das Gesetz dem Willen, d. h. der subjektivistischen Anarchie des Gesetzgebers überantwortet. G. zeigt, daß Suárez, Bellarmino, Mariana auf dem Boden des echten naturrechtlichen Denkens stehen, das als „*diritto naturale*“ im Italienischen immer schon scharf abgegrenzt war gegenüber dem „*giusnaturalismo*“ der revolutionären Pseudonaturrechtler. Dieses echte Naturrecht findet G. — zum Unterschied von Delos — auch in der Lehre des Suárez vom Gesetze. Suárez glaubte nur, die Rolle, die *ratio* und *voluntas* im Gesetze und deshalb in dessen Definition zu spielen haben, etwas anders präzisieren zu müssen, als dies Thomas tat, der ebenso wie er beiden Seelenfakultäten ihren Einfluß auf das Gesetz zuwies. Auch in der Gesetzesdefinition des hl. Thomas findet sich die Zielnorm — die den Willen angeht —, das Gemeinwohl (*ad bonum commune*). Zudem ist die verpflichtende Promulgierung (*ab eo, qui . . .*) notwendig ein Willensakt. Thomas will zu Beginn (*rationis ordinatio*) nur sagen, die Aussage des Befehlssatzes sei — was selbstverständlich ist — ein Satz des Verstandes, wobei er von der Objektwelt des Gesetzes zunächst absieht. Demgegenüber beabsichtigt Suárez — ohne sachliche Änderung der Lehre des hl. Thomas —, um so entschiedener den objektiven metaphysischen Zielaufbau hervorzuheben, der ja allein inhaltlich den Gesetzgeber zur Entscheidung bringt, ob und wie er handeln solle. Hierin sieht Suárez das Formalelement des Gesetzes: die Grundlage der Verpflichtung. Man kann wohl sagen, daß diese Auffassung dem heutigen scholastischen Denken wie überhaupt dem juristischen Denken, das an der Natur der Sache sich orientiert, sehr nahe liegt. Dabei bereitet die zunächst entitative, nicht objektiv gerichtete Definition des hl. Thomas nicht die geringste Schwierigkeit. Mit einer subjektivistischen, anarchistischen Auflösung der Wertewelt des hl. Thomas, von der Delos spricht, hat also die Gesetzeslehre des Suárez nichts zu tun, wie auch nicht mit dem metaphysischen oder moralischen Positivismus Occams. — Möge das Institutum Aloisianum zu Gallarate noch viele solcher gründlicher Werke hervorbringen.

Gemmel

The Naturel Law and International Relations (Proceedings of the American Catholic Philosophical Association 24, April 1950). gr. 8° (IV u. 189 S.) Washington 1950, The Cath. Univ. Doll. 3.— Das Gesamtthema der Jahresversammlung 1950 der Amerikanischen Katholischen Philosophischen Gesellschaft ging über Naturrecht und Völkerrecht. Gleich im 1. Beitrag zeigt E. R. *Kilzer O.S.B.*, wie schon der griechische Gedanke von dem weltbeherrschenden Logos zur Schaffung einer wahrhaft freien Völkereinheit aufruft. Mit großem Ernst mahnt *B. Palmer*, die noch freie Welt Hälfte müsse mit wahren Naturrechtsdenken erfüllt werden, bevor auch sie für den Untergang reif werde. In einem tiefem metaphysischen Beitrag zeigt der Herausgeber des Berichtes und Sekretär der Vereinigung, *Ch. A. Hart* von der Kath. Univ. Washington, daß das Natur-, d. i. Wesensrecht des Menschen aus seinem Wesen, dem Abbild Gottes, entspringt, und zwar kraft des Prinzips der Finalität, das nur eine Ausdehnung des Prinzips vom zureichenden Grunde auf das Handeln ist. — Der Bericht enthält zwei Beiträge deutscher Professoren: *J. Pieper* wies auf die Wichtigkeit enger Verbindung von Moral und Politik mit der überzeitlichen, aber auch mit der Gegenwartsphilosophie hin. *H. Rommen* bot eine vorzügliche Behandlung der Fragen um die Kollektivschuld und die Nürnberger Prozesse. Auch die Berichte über die Diskussion enthalten Wertvolles. Vor allem für Bibliotheken dürfte sich die Anschaffung der jährlich erscheinenden inhaltsreichen Berichte empfehlen. Gemmel

Amonn, A., Grundzüge der Theoretischen Nationalökonomie. gr. 8° (199 S.) Bern 1948, Francke. DM 11.—; geb. DM 13.80. — A., Professor an der Universität Bern, lehnt für die eigentlich wissenschaftliche Nationalökonomie die Zweckbetrachtung, etwa Rücksicht auf den Volkswohlstand, ab, um bloß kausal die Bestimmungsgründe für den Preis zu erforschen. Diese Gründe sind irgendwie Kosten, wobei er besonderen Wert legen will auf die Menge der eingesetzten Produktionsmittel. Der Wert der Ware wird, weil psychologisch-subjektiv, als außerökonomisch bezeichnet. Zu den Kosten gehört auch der Lohn, der, rein wirtschaftlich gesehen, ein Minimallohn sein muß. A. will jedoch in dieses Minimum auch das kulturelle Existenzminimum, auch für die Familie, einbezogen wissen. Eine staatliche Intervention wird nicht vollkommen abgelehnt; doch steht er einer Vollsozialisierung skeptisch gegenüber. Man wird der Zweckauffassung von A. zugute halten, daß es eine Hauptaufgabe der Nationalökonomie sein muß, die Produktionsgesetze zu erforschen, da von der Erzeugung alles Wirtschaftliche, Soziale und schließlich auch das Politische größtenteils abhängt. Man wird sich erinnern, daß gerade auch der Papst für die Gegenwart die Wichtigkeit der Erzeugung hervorhebt. Doch hat nach ihm die Erzeugung eine möglichst gleichmäßige Verteilung des Volkswohlstandes zum Ziele und ist somit der *Mensch* Ziel und Mittelpunkt der Wirtschaft, wie auch schon bei der Erzeugung der Lohn nicht dem Minimumbereich verhaftet bleiben muß. Ebenso muß die Ausschaltung der Betrachtung des Wertes der Ware aus der „reinen“ Ökonomie als undurchführbar bezeichnet werden. Wenn man schon mit A. die Wirtschaftslehre schließlich als die Lehre vom Preis umschreibt, so wird man — mit ihm selbst anderswo — sagen müssen, daß der echte Marktpreis aus dem Angebots- und Nachfragepreis sich ergibt, wobei letzterer der augenblicklichen Wertschätzung entspricht. Da es nun ohne Nachfrage keine Erzeugung gäbe, ist offensichtlich das Primäre die Nachfrage und die sie tragende Wertung. Wertung und Nachfrage hängen aber entscheidend vom Wohlstand ab, so daß die diesen suchende Zweckbetrachtung von elementarer Bedeutung für die Erzeugung ist. Somit rückt die finale Betrachtung der Wirtschaft und in ihr vor allem der Mensch, das Volk, der Staat und die Völkergemeinschaft ganz von selbst in den Vordergrund der wirtschaftlichen Wissenschaft und Praxis, ganz abgesehen davon, daß wegen der Freiheit der Beteiligten — bis zur geschichtlich unbestreitbaren unverantwortlichen Gestaltung der Lohnverhältnisse — von ausschließlich „kausaler“ Betrachtung auch bei der „reinen“ Wissenschaft von der Erzeugung keine Rede sein kann. Man müßte immer mehr die auf einer längst überholten Philosophie beruhenden Redeweisen einiger nationalökonomischer Klassiker

von der sozialen „Naturgesetzlichkeit“ auf sich beruhen lassen. A. tut dies auch in seinen eigentlichen Ausführungen — was nicht gerade ein Zeichen der Logik, aber tiefer wirtschaftlicher Erkenntnis ist. Auch nach ihm bestehen „notwendige Zusammenhänge“ zwischen Preis und Wert, so daß die Werttheorie für die Nationalökonomie von höchster Bedeutung sei. So ist also etwas „Außerökonomisches“ ökonomisch sehr bedeutsam, ob es ins Schema paßt oder nicht! Auch nach A. ist die Steigerung des Volkseinkommens eine wichtige Forderung der Erzeugung. Warum gehört denn nun der Volkswohlstand nicht „kausal“ und als Ziel final in die „reine“ Betrachtung der Erzeugung? So könnten die wertvollen fachmännischen Ausführungen von A. durch eine tiefere, ausgeglichene philosophische Grundlegung nur gewinnen.

Gemmel

Amonn, A., Sismonde de Sismondi als Nationalökonom. Darstellung seiner Lehren mit einer Einführung und Erläuterungen. 2. Bd.: „Die neuen Prinzipien“. Kritik des Liberalismus. Neubegründung des Interventionismus. Sozialpolitik. Bevölkerungslehre. Krisentheorie (Mensch und Gesellschaft IX). 8° (413 S.) Bern 1949, Francke. DM 14.80; geb. DM 18.80. — Sismondi, Verfasser einer Geschichte der mittelalterlichen italienischen Stadtstaaten, brachte für die Nationalökonomie eine völlig selbständige und lebendige, umfassende Schau mit. Bekannte er sich auch zu dem Hauptklassiker der Nationalökonomie, A. Smith, tat er dies in seinem 2., im obigen 2. Bd. von Amonn behandelten Hauptwerke doch nicht mehr ohne eine Einschränkung, die für die Entwicklung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften höchst bedeutsam wurde. Hatte er in seinem 16 Jahre früher, 1803, erschienenen ersten nationalökonomischen Hauptwerke, über das Amonn in seinem schon 1945 veröffentlichten 1. Bd. handelt, noch den „reinen“ Liberalismus vorgetragen, so war er unterdessen durch eine Englandreise Zeuge des Zaubers des dortigen wirtschaftlichen Aufstieges, aber auch des damals noch erbarmungslos geduldeten Arbeiterelends geworden. Diese Erlebnisse führten S. zu dem in der damaligen Nationalökonomie völlig neuen und von vielen seiner Fachgenossen nur mit heftigem Widerspruch aufgenommenen Ergebnis, daß „bei den reichen Völkern die Produktion oft nicht durch die Bedürfnisse, sondern durch die Fülle der Kapitalien bestimmt werde und daß sie dann, indem sie bald die Konsumption übersteigt, grausames Elend hervorruft“ (209 f.). Er lehnt nun einen Say ab, nach dem nur die blinde Produktion selig mache, ebenso Ricardo, der bei der Wirtschaft den Menschen völlig vergesse und mit dem er in Genf kurz vor dessen Tod Unterredungen führte, die ergebnislos verliefen. Er bezeichnete offen das Lohnarbeitssystem (das damals 16 und mehr Stunden Tagesarbeit, oft sogar für Frauen und Kinder, umschloß) mit der daraus erfließenden Abhängigkeit der Arbeiter vom Unternehmer als eine neue Form der Sklaverei. Die neuen Prinzipien, für die er eintrat, lassen sich zurückführen auf sein „Solidaritätsprinzip“ (374), ein Prinzip, das bekanntlich später auch von manchen katholischen Nationalökonomern (wie H. Pesch) als gute Zusammenfassung der wirtschaftlichen und sozialen Gedanken der Päpste vertreten wurde. Dieses Prinzip war nach S. keineswegs mit dem Sozialismus zu verwechseln. In einigen Linien berührte es sich eher mit dem heutigen System des Neo-Liberalismus. Das Prinzip besagt nach S., es gebe eine natürliche und müsse darum geben auch eine moralische Solidarität zwischen den Grundbesitzern und Unternehmern und ihren Arbeitern, zwischen Landwirtschaft und Industrie, zwischen der Wirtschaft und dem Staate, zwischen den Volkswirtschaften der verschiedenen Staaten. Wegen seiner weitausegreifenden Reformpläne wünschte er eine allerdings maßvolle staatliche Intervention, die nie die schöpferische Initiative und die — in gewissen Grenzen freie — Konkurrenzmöglichkeit antasten dürfe. Ebenso will er das Privateigentum geschützt wissen — obwohl er es entsprechend der damaligen „wissenschaftlichen“ Mode als vom Staate verliehen betrachtet und dadurch allein schon auf das höchste gefährdet. Den Lohn wünscht er derart erhöht, daß er für alle Wechselfälle selbst des Familienlebens (im Sinne der heutigen Versicherungen) ausreiche. Vor allem jedoch erstrebt er schon die Aufhebung

der Trennung von Besitz und Arbeit durch eine Teilhabe und *Mitbestimmung* der Arbeiter. Es dürfte heute lehrreich sein, seine Worte zu vernehmen: „Ohne Zweifel würde die Fabrikarbeiterklasse glücklicher sein, wenn sie nach einer Bewährungsfrist in die Lage käme, ein Recht und eine Besitzteilnahme an dem Unternehmen, dem sie ihren Schweiß widmet, zu erwerben, wie die Handelskommis schließlich dazu gelängen, ein Interesse am Haus ihres Meisters zu haben, wenn eine Hälfte der Gewinne unter die assoziierten Arbeiter verteilt würde, während die andere dem Kapitalgeber zufließe“ (370). Hätten Unternehmer und Staatsmänner damals solche Worte bedacht, wären viele vormarxistische und erst recht marxistische Utopien ungeträumt geblieben. Diese Hinweise zeigen wohl das hohe Verdienst dieser Sismondi-Monographie. Die Wärme, mit der Amonn die S.schen Gedanken vorträgt, dürften auch seine Gesinnung anzeigen, manchmal wohl besser als sein eigenes, oben beschriebenes Werk. Gemmel

Kuylaars, A. M., S. J., *Het Verband tussen Werk en Leven van de industriële loonarbeider als object van een sociale ondernemingspolitiek*. 8° (XII u. 237 S.) Leiden (1951), H. E. Stenfert Kroese N. V. — Durch die Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung ist die Produktivität der menschlichen Arbeit in unvorstellbarem Maße gestiegen. Die im wirtschaftlichen Lebensberuf geleistete Arbeit sollte aber nicht nur nach *außen* hin produktiv sein, indem sie wirtschaftliche Güter hervorbringt, sondern auch nach *innen*, d. h. sie sollte zugleich und vor allem dem arbeitenden Menschen selbst einen reicheren Lebensinhalt geben, ihn an Persönlichkeitswerten bereichern. Von diesem Leitgedanken ausgehend prüft Verf. die gegenwärtige Lage, namentlich was die unter dem Vorgeben des scientific management aufs äußerste getriebene „Rationalisierung“ der menschlichen Arbeit angeht, die sich zu einem guten Teil als Fehlrationalisierung erweist. Auch die wirtschaftliche Höchstleistung des Menschen ist daran gebunden, daß er nicht nur menschlich-wohlwollend behandelt und dadurch bei guter Laune erhalten, sondern vor allem als Mensch richtig eingesetzt wird. Diese Richtlinie sozialer Betriebspolitik wird vom Verf. unterbaut nicht allein mit Belegen aus dem einschlägigen Schrifttum, sondern vor allem mit umfangreichem, aus Statistiken, Enqueten usw. geschöpftem Erfahrungsmaterial. v. Nell-Breuning

Theimer, W., *Der Marxismus. Lehre — Wirkung — Kritik* (Sammlung Dalp 73). kl. 8° (252 S.) München 1950, Lehnen, DM 7.80. — Der Verf. bietet eine gedrängte, aber klare, inhaltsreiche und eindringende Würdigung des Marxismus. Die Hauptkapitel behandeln die Lehre (dialektischer Materialismus, materialistische Geschichtsauffassung), die Quellen, den historischen Determinismus, Klassenmechanik, Überbau und Unterbau, die Wirtschaftstheorie des Marxismus, das Problem der Mittelschichten, Leninismus und den politischen Mythos. Überall wird in sachlicher Darstellung ein nüchternes Bild vermittelt. Weltanschaulich hält sich der Verf. zurück. Mit Burckhardt hält er die These, es gebe keinen erkennbaren Sinn der Geschichte. Der historische Determinismus führt zur Schwächung des Willens. Beachtenswert ist das Kap. über die Klassenmechanik. Marx rechnet mit einem idealen Proletariat und macht die falsche Voraussetzung der Rationalität im Handeln des Menschen. Die Lehre vom Überbau und Unterbau scheidet an der Tatsache, daß es nur eine Wahrheit gibt. Die marxistische Wirtschaftstheorie mit ihren Subtilitäten über Arbeitstheorie und Profitrate wird schonungslos verurteilt. Auch in Rußland mußte, wie in den kapitalistischen Staaten, die Begünstigung der Kapitalbildung auf Kosten des Verbrauchers vor sich gehen. — Wir hätten noch eine eigentlich philosophische und ethische Würdigung, z. B. in der Frage nach der Berechtigung des Privateigentums, gewünscht, ebenso die Würdigung der Tatsache, daß der Marxismus nur auf dem Hintergrund des Atheismus seine verheerende Macht ausüben konnte. Diese philosophische Fragestellung wäre unseres Erachtens noch wichtiger gewesen als die im übrigen gute Darstellung der physikalischen Relativitätstheorie. Schuster

Antoni, C., *Vom Historismus zur Soziologie: Dilthey, Troeltsch, Meinecke, Max Weber, Huizinga, Wöflflin*. Übers. v. W. Goetz. 8° (307 S.) Stuttgart,

Koehler, DM 9.80. — Das Buch enthält 10 Monographien, die in der Zeitschrift „Studi Germanici“ erschienen sind. Sie behandeln ein Stück deutscher Geistesgeschichte in der Wilhelminischen Ära, nämlich den Übergang vom Historismus mit seinen skeptischen Tendenzen zur Soziologie, die einen Ersatz bieten sollte für die gescheiterten großen Systeme in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Gestalten des Holländers Huizinga und des Schweizer Burckhardt-Schülers Wölfflin stehen am Rande dieser Geistesgeschichte und sind als Anhang beigegeben. A. bekundet einen erstaunlichen Einblick in die Geistesarbeit der deutschen Autoren, deren Leben, geistige Entwicklung und repräsentativen Werke er mit eindringender Sachkenntnis, aber auch scharfer Kritik darlegt. *Dilthey* ist der Schöpfer der verstehenden Psychologie und der Typologie der Weltanschauungen, sowie der Kritik der historischen Vernunft, kommt aber nicht über den skeptischen Historismus hinaus. Fein geschildert wird sein Verhältnis zu Schleiermacher. *Troeltsch*, der Heidelberger Theologe und Berliner Philosoph, war mit seinen vielseitigen Interessen wohl am meisten um die Überwindung des Historismus bemüht. Trotz seiner Verdienste in der Schilderung der christlichen Soziallehren und seines Kampfes gegen den Monismus schließt seine Haltung unvereinbare Gegensätze in sich. *Meinecke*, der auch den zweiten Weltkrieg noch überlebte und nochmals literarisch hervortrat, wird hauptsächlich nach seinen Büchern „Weltbürgertum und Nationalstaat“, sowie „Die Idee der Staatsraison“ gewürdigt. A. urteilt über ihn: die Idee des nationalen Staates, der Staatsraison, die geschichtliche Idee der Individualität sind für ihn Entdeckungen, Wahrheiten jenseits von Relativismus und Pragmatismus. *Meinecke* hat eine schmerzliche Entwicklung in der Beurteilung des deutschen Nationalstaates durchgemacht. *Max Weber*, eine der reichsten und kraftvollsten Gestalten des Wilhelminischen Deutschland, ein Hauptbegründer der Kultur- und Religionssoziologie, mit starken politischen Interessen, ein scharfer Kritiker Bismarcks und besonders Wilhelms II., verkündete mit besonderem Pathos die Wertfreiheit der Wissenschaft. Die Einheit des Weberschen Geistes besteht in dem Grundsatz der Macht und des Kampfes der Nationen. Für den Eingriff des Staates in die Wirtschaft ist das Machtinteresse des nationalen Staates entscheidend. Die Arbeit „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ wird als eine der wenigen großen Deutungen einer geschichtlichen Periode gefeiert. Freilich wurde von ihm vorausgesetzt, aber nicht bewiesen, daß der „kapitalistische Geist“ eine der Ursachen der industriellen und merkantilen Entwicklung der angelsächsischen Länder sei. Die protestantische Askese hätte sich nicht in den kapitalistischen Geist umwandeln können, wenn nicht das große sittliche Hindernis, das die moderne Welt vom Mittelalter scheidet, beseitigt worden wäre, das evangelische Verbot des „Zinsnehmens“. *Huizinga* tritt mit seinem Werk „Der Herbst des Mittelalters“ in die Nachfolge Jacob Burckhardts ein, wenn er im Schicksal des Herzogtums Burgund die Auflösung des Mittelalters erforscht. Aber für ihn ist die Geschichtsschreibung eine Erscheinung der Kultur und darum an deren Form gebunden. Da jede Kultur ihre eigene Form schafft, fehlt ein übergreifender objektiver Maßstab. *Wölfflins* Lieblingsidee ist die Typologie der nordischen und südlich-italienischen Kunst. Italien hat seine nationalen Fähigkeiten in der Renaissance, Deutschland im Barock offenbart. — A. zeigt ein überlegenes Wissen und kritisches Urteil. Die Deutschen werden aber vermutlich dem Italiener nicht in allen kritischen Bemerkungen beistimmen. Es sei noch folgende Bemerkung des Verf. angefügt: „Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der heutigen deutschen Kultur ist die Wichtigkeit, die man dem geheimnisvollen Bande zwischen dem Boden und der Seele der Bewohner zuschreibt.“

Schuster

del Vecchio, G., Storia della Filosofia del diritto. gr. 8° (IV u. 186 S.) Mailand 1950, Giuffrè. L. 660.— Von V., dem bekannten Juristen der römischen staatlichen Universität, darf man nur eine reife Frucht über die geschichtliche Entwicklung der Rechtsphilosophie erwarten. Fragen wir, um seiner Führung durch die Geschichte folgen zu können, was er unter Rechts-

philosophie näher verstehe — die heute oft nicht mehr besagt als eine allgemeine Rechtslehre —, so ist die Antwort freilich nicht ganz leicht. Vertrauenerweckend ist wohl, daß der Verf. für die Ausbildung der jungen Juristen den Ton mehr auf das Recht als auf den Staat gelegt wissen will, da der Staat im Recht begründet sein muß. Auf Grund des Titels des Buches hätte man den Wunsch gerne erweitert gesehen in dem Sinne, daß die Rechtsjugend gerade auch in die *Philosophie* des Rechtes einzuführen sei, da ohne Prinzipien jedes Fundament fehlt. Doch — wie denkt V. selbst über die Philosophie, d. i. die Metaphysik des Rechtes? Mit Aufmerksamkeit verfolgt er auf seinem Wege die Entwicklung des Naturrechtsdenkens, das der Metaphysik oft nahesteht. Er sieht die klassischen Quellen der Rechtsphilosophie im griechischen Naturrecht, in der römischen *aequitas* und im Christentum, dessen Rechtslehre er uns in etwa bis auf Taparelli und sogar Pius XII. vorlegt. Bekennt er sich nun auch selbst zu einem metaphysischen Naturrecht? Einen Einblick in die Lösung unserer Frage eröffnet er uns schließlich, da er auf seinem Gange der Krise des Rechtsgedankens um 1900 sich zuwendet. Die fast völlige Alleinherrschaft des Rechtspositivismus, der Tatsache und Norm nicht scheidet, habe nach kraftvoller Spekulation gerufen. Diese spekulative Rechtsform sah er damals und sieht er auch heute in — Kant. Mußte diese Empfehlung schon um 1900 — diesseits wie jenseits der Alpen — wie eine Verspätung klingen, so erst recht heute nach den Zusammenbrüchen, die unsere neuzeitlichen Rechtssysteme besonders schwer belasten. — Da Kant keine Metaphysik bietet, ist eine Norm für die Geschichte der eigentlichen Philosophie des Rechtes nicht ersichtlich. Wir haben den üblichen — freilich in schöner Stilkunst gebotenen — Bericht über die Geschichte der allgemeinen Rechtslehre. — Nur *eine* geschichtliche Bemerkung: Bei einer Neuauflage sähe man Augustins Lehre nicht wieder gern dargestellt nach den fast nur mehr bei Protestanten üblichen Anschauungen, was die Prädestination, den Staat (nicht nur seine Sanktion) als Strafe der Sünde, die Verwechslung des gewöhnlichen Staates mit dem Teufelsstaat, die Abhängigkeit des Staates von der Kirche usw. angeht. Diese Anschauungen sind längst überholt, damit auch das überraschende Urteil V.s über den „katastrophalen“ Einfluß dieses grandiosen Systems. — Die tiefsten Absichten des Verf.s, die man unschwer errät und die im Buche zu sehr unterdrückt scheinen, könnten erfüllt werden, wenn auf Grund einer tragfähigen Metaphysik für die geschichtliche Beurteilung eine wahre Philosophie des Rechtes umrissen würde. Diese müßte — als beste Frucht unserer furchtbaren Erfahrungen — die ewigen Grundlagen der Menschenrechte herausarbeiten, zunächst das soviel verkannte Privatrecht der menschlichen Person, der Familie, der gesellschaftlichen Institutionen, um sodann zum öffentlichen Rechte überzugehen, das schließlich zum Schutze des Privatrechtes existiert. Was so der Staat an Kollektivismus verliert, wird er an Würde und Kraft gewinnen. Aus der Geschichte wären sodann nur die großen, wahrhaft rechtsphilosophischen Systeme herauszugreifen, die auf Jahrhunderte eingewirkt haben. Sie wären, und zwar auf allen genannten verschiedenen Rechtsgebieten, ausführlich darzustellen und zu beurteilen. Eine derartige geschichtliche Führung und Wertung ist vereinbar mit gründlicher, die verschiedenen Standpunkte achtender Sachlichkeit. Eine solche Geschichte der Rechtsphilosophie wäre eine Wohltat für die juristische Jugend und Leserschaft der verschiedenen Länder. V.s Kenntnis der Literatur, seine Darstellungskraft und — seine tiefe metaphysische Veranlagung könnten uns dieses Werk schenken.

G emmel

Merolli, E., Sulla genesi ideale della norma giuridica. Appunti. kl. 8° (XIX u. 178 S.) Roma 1949, Signorelli, L. 600.—. — Dieses Bekenntnisbuch eines erfahrenen Juristen ist zwar für seine Fachgenossen geschrieben und bringt auch einen philosophischen Anhang. Aber dem Verf. ist es nicht so sehr um neue Ideen und eine eigentliche rechtsphilosophische Grundlegung zu tun, sondern gewissermaßen um die „Praeambula“ einer gesunden christlichen Rechtsphilosophie. Dabei lebt der Verf. in einer glücklichen christlichen Tradition und scheut sich nicht zu bekennen, daß ihm der kleine Katechismus die

geistige Orientierung gegeben hat. Der philosophische Versuch des dritten Teils muß zunächst als persönliches Bekenntnis und als persönlicher Weg zur Gewinnung der Wahrheit und Transzendenz gewertet werden. Wenn ich den Autor recht verstehe, will er in einer gewissen Philosophie des Geistes den innigsten Zusammenhang von Wirklichkeit und Geist betonen. So lauten einige Grundthesen: „Die Existenz ist eine Affirmation und fordert einen bejahenden Geist; die Realität des Objekts muß versöhnt werden mit der Aktivität des subjektiven Geistes; Wahrheit offenbart sich als Gefühl oder Gespür der Einheit im Leben. So habe ich auch die Gewißheit einer unendlichen und transzendenten Wirklichkeit.“ Es bleibt daher die Frage nach der Sicherung unserer mittelbaren Gotteserkenntnis durch einen Gottesbeweis.

Schuster

Wühr, W., Das abendländische Bildungswesen im Mittelalter. 8^o (173 S.) München 1950, Ehrenwirth. DM 5.80. — Durch sein Lehramt und seine Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Geschichte und des Erziehungswesens qualifiziert, gibt W. in einem gründlichen gedrängten Überblick die Entwicklungslinien der pädagogischen Theorie und der erzieherischen Einrichtungen innerhalb des mittelalterlichen Raumes. Die ausgezeichneten Literaturhinweise zu Beginn eines jeden Abschnittes ermöglichen leicht ein gründlicheres Studium einzelner Epochen. In geistesgeschichtlichen Zusammenhängen, die ein Hauptanliegen des Verf. sind, wird die gewaltige Leistung mittelalterlichen Bildungsbemühens gewürdigt. Aus dem Sturm der Völkerwanderung, der die alte Welt mit ihrer hochentwickelten Kultur zusammenbrechen ließ, rettete die Kirche wertvollstes Gut. Antike und Christentum brachte sie im transalpinen Raum zur Synthese. Der christliche Mensch des Mittelalters war das Ergebnis. Augustin und Benedikt sind die Brücken zur alten und die Grundsteine der neuen Welt. In ihrem Geist vollzog sich die Bildung des neuen Menschen bei Römern, Langobarden, Franken, Westgoten, Iroschotten und Angelsachsen. Franken und Iroschotten trugen im Reich Karls d. Gr. Glauben und Bildung des Christentum in den germanischen Raum. Mit den Germanen und den angrenzenden Völkern schloß sich die mittelalterliche Welt zu einer geistigen Einheit. Darum ist es berechtigt, wenn der Verf. beim geistlichen Schulwesen, Ritter- und Bürgertum deutsche Verhältnisse als für uns plastischer stärker berücksichtigt, erleidet doch das Erziehungswesen in den anderen Ländern keine wesentliche Abwandlung. Die Bettelorden bringen mit der Scholastik die Wissenschaft zur höchsten Entfaltung und bereiten den aufkommenden Universitäten den Weg. Mit den Universitäten schreitet das Bildungswesen aber bereits hinüber in die Neuzeit. Das Schlußwort faßt zusammen, was das ganze Buch zeigen wollte: Die Vermählung von Christentum, Antike und abendländischer Völkergemeinschaft formt einen transzendent verankerten Menschen. „Ein schöpferisches Jahrtausend menschheitlicher Kulturgeschichte war seine edelste Frucht.“

Erlinghagen

Müller, M., Papst Pius' XI. Rundschreiben über die christliche Erziehung der Jugend „Divini illius Magistri“ vom 31. Dezember 1929 (Regensbergs Römische Reihe 12). 8^o (52 S.) Münster 1948, Regensburg. — M. bietet die amtliche vatikanische Übersetzung mit den Randüberschriften, sowie eine sachdienliche Einführung von 14 Seiten. Diese behandelt mit sichtlicher Wärme die persönlichen Vorzüge Pius' XI. für die Lösung des Erziehungsproblems und gibt einen gedrängten Überblick über die vier Hauptpunkte des Rundschreibens: Träger und Gegenstand der Erziehung, Erziehungsumwelt und Erziehungsziel.

Schuster

5. Ideen- und Literargeschichte der Scholastik

Eis, G., Altdeutsche Handschriften. 8^o (103 S.) München 1949, Beck. — Auf 41 Tafeln wird eine Auswahl aus den Anfängen des deutschen Schrifttums vorgelegt, die in sehr guten Reproduktionen ein reiches Anschauungsmaterial zum Einarbeiten in handschriftliche Texte enthält. Die Texte reichen von den

Runen bis zur individuell ausgeprägten Kursive in Luthers Übersetzung des Alten Testaments und sind teilweise nach Originalaufnahmen der Handschriften veröffentlicht. Zugleich wird damit ein wertvoller Ersatz für die umfangreicheren älteren paläographischen Sammlungen geboten. Zahlreiche literarhistorische, textkritische und paläographische Erläuterungen finden an die handschriftlichen Probleme heran. Unter den gebotenen Texten finden sich auch Abschnitte theologischen Inhalts, so z. B. aus der Interlinearversion der Benediktinerregel, aus Tatians Evangelienharmonie, Willirams Paraphrase des Hohen Liedes und aus der Engelberger Handschrift von Taulers Predigten.

Fischer

Delhaye, Ph., Une controverse sur l'âme universelle aux IX^e siècle. gr. 8^o (71 S.) Namur (1950), Centre d'Études médiévales. — Es war bestimmt eine wichtige Stunde für die Erforschung der Theologie und Philosophie des 9. Jahrhunderts, als Dom Lambot im August 1945 in der Pariser Nationalbibl. dem Verf. den eben gemachten Fund des seit Mabillon vermißten Werkes von Ratramnus *De anima ad Odonem Bellovacensem* in Cod. lat. 11687 zeigte. D. bringt hier die historische Einführung in das Werk, während der Text, den Lambot herstellte, in Druck ist. Ein 1. Kap. von D. gibt einen kurzen Überblick über die frühere Lehrentwicklung der Weltseele, von Platon, dem Neuplatonismus, der Stoa, dem Aristotelismus, den griechischen Vätern bis hin zu Augustinus, *De quantitate animae*. Im 2. Kap. gelangt die Kontroverse des 9. Jahrhunderts zur Darstellung (Alkuin, Ps.-Hinkmar, das von Wilmart entdeckte und edierte Florilegium des Ratramnus und Gottschalk), in der Augustins *De quantitate animae* eine große Rolle spielte. Dieses Werk war auch der Anlaß, daß ein Mönch der Diözese Beauvais die *eine* Seele verteidigte. Odon, der frühere Abt von Corbie und nachmaliger Bischof von Beauvais, bat Ratramnus um seine Stellungnahme. Ratramnus erfüllte den Wunsch in einer „*brevis responsio*“. Der Mönch antwortete, und Ratramnus schrieb daraufhin einen „*parvus libellus*“, den er auf Wunsch Odons zum *Tractatus de anima*, um den es sich nun handelt, erweiterte. D. stellt zunächst an Hand dieses *Tractatus* die ursprüngliche Ansicht des Anonymus wieder her, der sich vor allem mit seinem Lehrer, Makarius dem Schotten, auf Augustinus stützt: *Unam [animam Augustinus] noluit, multas animas noluit; quod in medio posuit, hoc voluit, hoc est ut sit una anima et multa* (22). Er schreibt also Augustinus, ohne es zu wissen, die neuplatonische Emanationstheorie zu: die Seelen in den Einzelmenschen sind Emanationen der ersten Seele. Die Erwiderung des Ratramnus in der *brevis responsio*, Augustinus habe von der „einen Seele“ in logischer Abstraktion gesprochen, lehnt der anonyme Mönch ab, da Augustinus ganz konkret die Frage nach der Zahl der Seelen gestellt habe. Spekulativ antwortet er Ratramnus, daß die Einzelseele gar nicht existieren könne ohne die *participatio substantialis* mit der ersten Seele. Ein weiterer interessanter Grund für die notwendige Realexistenz der Universalspezies ist folgender: Ratramnus scheint abgelehnt zu haben, daß das Universale als solches im Einzelnen oder in der Vielheit existieren könne. Daraus folgert der Anonymus: Also ist es ein Nihil. Das Nihil bezeichnet aber etwas. Da es nach Ratramnus nicht die Substanz bezeichne, könne es nur die Privatio sagen, was offenbar zu wenig sei: *Nihil aliquid significat . . . Sed non substantiam; privationem quippe existentium rerum demonstrat* (31). Damit führt er uns in die Streitfrage um den Sinn des Nihil im 9. Jahrhundert, die D. gut darlegt. Der Anonymus bringt dafür, daß das Nichts etwas bezeichnet, Hinweise auf Boethius, *De incarnatione Christi* und schließt: *Itaque genera et species non rerum privationem, immo substantiam declarant* (33). In einem eigenen Kap. „*La doctrine de Ratramne*“ geht D. dann der Lehre des Verfassers selber nach: zunächst systematisch, um wegen der vielen Wiederholungen des offenbar schnellgeschriebenen Traktates einen rechten Einblick in die Gedanken des Werkes bieten zu können. Dann folgt noch ein Gang durch den Traktat selbst, und in einem kurzen Schlußwort stellt D. endlich die Ansichten

einander gegenüber (39—68). Des Ratramnus Erklärung ist die aristotelische einer *logischen* Species, abstrahiert von den Einzeldingen und dann in ihnen zusammen mit den Akzidentien verwirklicht. Neben den theologischen Gründen sind die philosophischen wesentlicher: Person ist etwas Unmittelbares. Es ist etwas Undenkbares, einen „Universalismen“ wie ein Volk zu machen (41); denn der Mensch ist wesentlich eine eigene Substanz. Der Anonymus verwechsele weiterhin Wirklichkeit und Bild. Der Begriff Seele, genommen aus der Ähnlichkeit der Seelen, wird von ihm substantialisiert, während in Wirklichkeit die Persönlichkeit determiniert ist in ihren unmittelbaren Eigenheiten (particularitates). Aufbauend auf dem Boethiuskommentar zur Isagoge des Porphyrius entwickelt Ratramnus sodann die Entstehung des Allgemeinbegriffs: Die Sinne nehmen in den Seienden Gemeinsamkeiten wahr, die der Verstand in der Species zusammenfaßt (51). Die Universalien sind daher keine Substanzen, sondern (logische) Wesenheiten (subsistentiae), die in den Einzeldingen verwirklicht sind und im Universale erkannt werden (ebd.). Auch mit dieser Unterscheidung stößt man auf einen Kontroverspunkt der Zeit. Denn G. weist gut darauf hin, daß Gottschalk nach diesem Unterschied von *substantia* und *subsistentia* gefragt wurde (vgl. E. Lambot, *Oeuvres de Godescalco d'Orbais* 132). — Alles in allem zeigt diese Einführung, daß wir von der Edition eine wahre Bereicherung unseres Wissens auch zur Erkenntnistheorie und zur Universalienfrage zu erwarten haben.

Weisweiler

Bischoff, B., *Der Canticumkommentar des Johannes von Mantua für die Markgräfin Mathilde. Lebenskräfte in der abendländischen Geistesgeschichte* (Festschrift für W. Gock zum 80. Geburtstag). Marburg 1948, S. 22—48. — Nach der Enzyklika *Aeterni Patris* Leos XIII. hatte sich die Forschung in erster Linie der scholastischen Philosophie, dann auch jener der Theologie zugewandt. Erst viel später trat auch die für Geschichte und Theologie gleich wichtige Schrifsterklärung mehr in den Vordergrund — es seien nur die Namen von Denifle, Landgraf, Smalley, Spicq und neuerdings das Initienverzeichnis von Stegmüller genannt. — Einer der besten Kenner der mittelalterlichen Geisteswelt, Bischoff, beschäftigt sich hier mit der Erklärung des Hohen Liedes, die ein Johannes von Mantua für die Gräfin Mathilde von Toskana verfaßt hat. B. zeigt durch eine Fülle von Beispielen, welche Rolle die Bibelerklärungen im Investiturstreit auf beiden Seiten gespielt haben und wie in ihnen eine große Menge historischer Nachrichten enthalten ist. So ist der Kommentar zum Hohen Lied des Johannes ein Mahnwort an die große Gräfin, durch Kontemplation zur innigen Vereinigung mit Christus zu gelangen, sich aber zugleich mit ganzer Kraft ihrer großen, von Gott gegebenen Aufgabe zu widmen, das Papsttum gegen den Angreifer Heinrich IV. zu verteidigen. B. hat es nicht versäumt, neben dem historischen Gehalt auch das theologische Ertragnis hervorzuheben. Das Hohe Lied feiert nach Johannes die Vereinigung Christi mit der Einzelseele. Aber die *Sponsa* tritt auch aus der Beschauung heraus, wenn die Sorge für die Menschheit es erfordert, wie es bei Mathilde der Fall ist. Manche Gedanken über Sakramente werden eingeflochten. Die Eucharistielehre z. B. läßt den Kampf gegen Berengar von Tours erkennen. Der Papst wird merkwürdigerweise *imperator Romanus* genannt. Ein Textauszug aus der einzigen *Hs Cod. theol. oct. 167* in der Berliner Staatsbibl. gibt einen Einblick in das Werkchen und ist zugleich eine Probe mittelalterlicher Reimprosa. Ein Bedenken bleibt mir. Nach B. ist Johannes Mantuanus *grammaticus* offenbar ein Laie. Dürfen wir bei einem Laien eine so umfassende theologische Kenntnis annehmen? Pelster

Croydon, F. E., *Abbot Laurence of Westminster and Hugh of St. Victor: Mediaeval and Renaissance Studies*, t. 2, 169—171. — Die von Bischoff entdeckte Reportatio der Vorlesung Hugos von St. Viktor (vgl. Grabmann-Festschrift 1935, I 246—250), deren Ausgabe ich vorbereite, ist von einem Laurentius verfertigt und einem Mönch Mauritius gewidmet. Von den drei

bisher gefundenen Überlieferungen stammen bestimmt zwei aus England (Bodl. Laud. misc. 344 und die jetzt von Hunt gefundene in Cambridge, Trin. Coll. B. I. 39). Die 3. in Breslau, Stadtbibl. Rehd. 61, bezeichnet Bischoff als „wohl französisch“ (a. a. O. 246). Aber es ist möglich, daß auch sie englischen Ursprungs ist. So weist die Überlieferung nach England hin. C. geht dem nun näher nach und findet in einem Brief Bernhards von Clairvaux und Wilhelms von Riévaux an Prior Roger und den Konvent von Durham eine Empfehlung eines Mag. *Laurentius*, der offenbar der Briefüberbringer ist und sich in dem Streit um die freie Wahl für das Kloster in Durham eingesetzt habe. Es handelt sich um die Wahl im Jahr 1143. Laurentius hat später in der Geschichte Nordenglands eine Rolle gespielt, wurde dann Mönch in St. Albans und später Abt von Westminster. Als solcher korrespondierte er mit Ernisius von St. Viktor (1162—1172), um ihm einen Verwandten zu empfehlen. Eine ähnliche Korrespondenz fand auch 1164 statt. *Mauritius* von Riévaux war Mönch in Durham, trat 1138 in den strengeren Zisterzienserorden in Riévaux ein und wurde dort 1145 Nachfolger Abt Wilhelms. Da Laurentius auch später noch in engem Verkehr mit den Zisterziensern stand, erscheint die Annahme von C. gut begründet, daß wahrscheinlich der spätere Abt von Westminster Laurentius der Verfasser der *Reportatio* ist und *Mauritius* von Riévaux (Durham) ihn aufmunterte, die Vorlesungen Hugos zu besuchen. Also ein ganz aufschlußreicher weiterer Beitrag zum frühen Einfluß der Pariser Theologie und Hugos auf die englische Theologie schon zu Lebzeiten des Viktoriners, von dessen Hauptwerk C. zudem eine Hs des 12. Jahrhunderts (jetzt Brit. Mus. Harl. 3847) feststellen konnte gerade aus dem Nebenkloster von Durham. — Auf eine Notiz des *Catalogue général des Manuscrits des Bibl. de France, Départements t. 1, 131, über Cod. 553 (A 432) der Bibl. de Rouen* machte mich B. Bischoff aufmerksam. Hier finden sich Auszüge u. a. von Beda, Abaelard, Gregor von Nazianz, Mag. Hugo, Laurentius von Durham, Mag. Otho, Anselm, Bernhard, Wilh. von Conches auf fol. 134^r—137^v. Ich werde nach Einsicht in die Hs Näheres mitteilen.

Weisweiler

Rathbone, E., *John of Cornwall. A Brief Biography: RechThéolAncMéd* 17 (1950) 46—60. — Johannes Cornubiensis war bekannt durch seine Streitschrift (*Eulogium ad Alexandrum III*) gegen den sogenannten Nihilianismus, nach dem die Verbindung zwischen der Gottheit und Menschheit Christi eine akcidentelle wäre. Von seinem Leben und seiner übrigen Tätigkeit wußte man äußerst wenig. Mit Hilfe von Giraldus Cambrensis und englischen Chartularien ist es R. gelungen, eine Anzahl Lebensdaten und weitere Schriften zu bestimmen. Johannes war Schüler des Thiery von Chartres und des Petrus Lombardus kurz vor 1159. Später, jedenfalls vor 1173, kehrte er nach England zurück. Wir begegnen ihm unter Walter von Coutances (1183—85), und unter Hugo von Wells (1186—1200) weilte er längere Zeit in der Diözese Lincoln, sehr wahrscheinlich als Lehrer in Oxford. Um 1197 wird er zum Archidiakon von Worcester bestellt und stirbt um 1199. Von seinen Werken sind beachtenswert die Übersetzung der *Prophetia Ambrosii Merlini de septem regibus* aus dem Wallisischen. Zwei Ansichten von ihm über einen *Causus* aus der Eucharistielehre und ein anderer über die Eheschließung in einer Glosse zu Gratian in Cod. 676 (283) des Caius-Conville-College zu Cambridge lassen vermuten, daß er auch Kanonisches Recht lehrte. Die Verfasserin hat in Cod. 80, ebenso in Cod. 122 des Lambeth Palace London und in Cod. 3477 der Pariser Nationalbibl. eine Schrift „*Circa questionem hanc de homine assumpto*“ gefunden, die über die drei bekannten Sentenzen des Lombarden handelt. R. gibt ein Exzerpt, bemerkt, daß die Schrift in Cod. Lambeth Johannes zugeschrieben wird, hält aber mit Recht mit der Zuteilung zurück. Erst müßte der Traktat mit dem *Eulogium* auch inhaltlich verglichen werden. Zu den von ihr angeführten 2 Hss der 1. Auflage des *Eulogium* und jener der 2. Auflage und der heute verschollenen Hs von Conches fügt R. zwei weitere hinzu: Cod. A II. 21 der Kathedralbibl. Durham — im Katalog von 1838 als *Tractus, 3 in Turo-*

nensi Concilio compositus 1163 de erroribus Petri Lombardi bezeichnet — und Cod. 62 des Corpus-Christi-College Cambridge (1. Edition). Ich füge noch hinzu Cod. 57 (L. V) der Stiftsbibl. Subiaco [membr. ff. 140, 32,5 × 22 cm (2 col.) saec. 13 in.] ff. 133^r—139^v (1. Edition). In Cod. 62 Corpus-Christi-Coll. Cambridge folgen nach meinen Notizen auf das Eulogium ff. 75^r—31^r ein Sermo magistri Nicholai de Waligham Cancellarii Lincolniensis ‚Ecce elongavi fugiens‘, ein Sermo magistri Stephani Cantuariensis archiepiscopi (Langton) ‚Ostende nobis domine misericordiam tuam‘, ein interessanter Traktat ‚De confessione religiosorum‘ und der Liber de VII septenis ‚Magistri Roberti de Curğun‘. Pelster

Lottin, O., O.S.B., Alain de Lille, une source des Disputations de Simon de Turnai: *RechThAncMéd* 17 (1950) 173—186. — Das Bild des theologischen Schaffens von Simon von Turnai wird immer deutlicher. L. untersucht hier die Quästionensammlung des Brit. Museums Cod. Roy. 9 E XII fol. 79^r—97^v. Schon A. Landgraf hatte darauf hingewiesen, daß neun dieser Fragen ganz denen Simons ähnlich seien. Warichez bemerkte bei seiner Ausgabe der Disputationes Simons, daß es etwa zwanzig Fragen seien, die in London ohne Ordnung daraus abgeschrieben worden seien. L. stellt nun auf Grund einer gründlichen Untersuchung fest, daß es 19 ähnliche Fragen sind, nämlich die 21 ersten der Ausgabe mit Ausnahme von Frage 7 und 17. Auffallend ist, wie schlicht die Londoner Quästionen aufgebaut sind, während der Stil Simons sonst so schwierig ist. Ein genauer Textvergleich, den L. auch dem Leser ermöglicht, läßt erkennen, daß diese Vereinfachung in London kaum aus einer Kürzung zu erklären ist. L. dürfte schon recht haben, wenn er in London das Ursprüngliche sieht, das dann durch Simon erweitert wurde. Einzelne dieser Londoner Fragen bringen nun auffallende Wortformulierungen, die sich auch bei Alanus von Lille finden, von dem in der Handschrift andere Werke überliefert sind, wie z. B. *De virtutibus*, das L. jüngst mit Recht Alanus zugeschrieben hat (vgl. *Schol* 25 [1950] 474). Daher erscheint es wahrscheinlich, daß wenigstens ein Teil dieser Quästionen von Alanus stammt. Es ist nun schon das dritte Mal, daß die Unselbständigkeit Simons festgestellt wird — ohne dadurch seine Eigenarbeit an anderen Stellen zu leugnen. Ich hatte bereits 1932 in *ZKathTh* zur Bußlehre Simons bemerkt, daß er in ihr stark vom Lombarden abhängt. E. Van der Eynde hat später seine Abhängigkeit von Rufin und von Ps.-Hugo, *Speculum ecclesiae*, nachgewiesen (vgl. *Schol* 26 [1951] 153). Dazu paßt also ganz das Ergebnis der neuen Untersuchung von L. Weisweiler

Dondaine, A., Un manuscrit de l'Expositio de Thomas Gallus sur les cinq premières lettres du Pseudo-Denys: *RechThéolAncMéd* 17 (1950) 311—315. — Nachdem D. Callus in Cod. C. Magdalen-College Oxford ein Fragment der Erklärung des Abbas Vercellensis zu den 5 ersten Briefen des Ps.-Dionys entdeckt hat, kann D. nun ein vollständiges Exemplar in der Kapitelsbibl. von St. Peter Rom nachweisen. Er gibt eine genaue Beschreibung des Cod. D 181, in dem sich außer den Kommentaren zur Angelica Hierarchia, *Ecclesiastica Hierarchia*, zu *De divinis nominibus*, zur *Mystica theologia* auch die Erklärung der 4 Briefe findet. Die Hs ist 1270 in Vercelli geschrieben, was ihr besonderen Wert verleiht. Pelster

Pelster, Fr., S.J., Ein Elogium Joachims von Fiore auf Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin, die heilige Kunigunde: *Liber Floridus*. *Mittellateinische Studien* (Festschrift P. Lehmann). St. Ottilien 1950, S. 329—354. — Gegenüber der Ansicht von J. Huck (Joachim von Floris und die joachitische Literatur, Freiburg 1938) glaubt P., daß das Werk *Seminae scripturarum* doch wahrscheinlich Joachim zuzuweisen ist. Sicher beweist P., daß es bereits 1313 von Heinrich Harclay benutzt wurde (vgl. *Archivio italiano per la storia della pietà* 1 [1950] 25—82). Harclay hat es auch in der von ihm verfaßten, aber verlorenen Schrift *De adventu Christi* verwendet. Endlich hat Arnaldus de Villanova vor 1300 einen Kommentar dazu geschrieben, in dem er es für eine echte Schrift Joachims hält. Im Gegensatz zu F. Kampers meint P., daß es

eher einen Italiener als einen Deutschen in Italien zum Verfasser habe. Denn Rom stehe sehr im Mittelpunkt der Welt. So bezeichnet etwa der Buchstabe „a“ das Jahrhundert der Gründung Roms. Das gebräuchliche Alphabet, dessen mystischer Erklärung das Buch gewidmet ist, wurde nach ihm in Italien erfunden. Andererseits aber bringt das Gedicht auf Heinrich II. und Kunigunde als Anfangsbuchstaben der Verse den deutschen Namen Heinrich und Kunigund. P. erklärt das dadurch, daß Joachim die deutsche Fassung vom Kreis um Heinrich VI in Unteritalien erfahren habe. Das ist sicher möglich. Am wesentlichsten erscheint im vorliegenden Aufsatz der Beweis gegen die Aufstellung Hucks von einer „zügellosten“ Exegese des Buches, die nicht zu Joachim passe. Der von P. beigegebene Text aus Cod. Vat. lat. 3819 fol. 10^r—12^v zeigt wenigstens in diesem Teil über Heinrich II. gut, daß man davon nicht sprechen kann, wenn man die Zeit Joachims mit heranzieht. Gewiß ist damit die Verfasserfrage noch nicht gelöst. Aber es ist gut, daß vor der endgültigen Ausgabe, die Frl. Dr. Hirsch-Reich in Oxford auf Grund mehrerer von ihr gefundenen Hss vorbereitet, auch die Gegenseite zu Wort kam. So können wir gespannt der Lösung der Frage entgegensehen auf der breiteren Grundlage des Studiums des Gesamtwerkes. Sein Entstehen mindestens in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts und nicht erst im Anfang des 14. steht nun bereits durch die Untersuchung von P. fest.

Weisweiler

Smalley, B., *The Quaestiones of Simon of Hinton: Studies in Medieval History presented to Fr. M. Powicke*, Oxford, Clarendon Press. 1948, 209—222. — Simon von Hinton O.P., der Nachfolger Fishacres auf dem Lehrstuhl in Oxford — wahrscheinlich 1248 bis 1254, in welchem Jahre er zum Provinzial der englischen Provinz gewählt wurde —, war bis vor wenigen Jahrzehnten völlig unbekannt. Und doch ist es ein beachtenswerter Vertreter der älteren, augustinischen und mehr der Praxis zugewandten Richtung in der englischen Dominikanerschule. Heute wissen wir dank den Arbeiten von Don-daine, Smalley und anderer, daß Hinton ein *Manuale* (*Ad instructionem iuniorum*, ein Glossarium zum Alten Testament, einen Kommentar zu den Kleinen Propheten und zu Matthäus und endlich *Quaestiones De lege* geschrieben hat. Mit den letzten, die bis jetzt nur aus dem unvollständigen Cod. Royal 9 E 14 bekannt sind, beschäftigt sich S. Nach einer recht kurzen Inhaltsübersicht weist sie als hauptsächliche Quellen Raymund von Peñaafort und Wilhelm von Auxerre nach; letzterer scheint für fast alle Engländer dieser Zeit, nicht nur Dominikaner, sondern auch den Franziskaner Richardus Rufus eine reichfließende Quelle zu sein. Albert und Fishacre sind dagegen im Gegensatz zum *Manuale* nicht benutzt. Ist dies ein Anzeichen für frühe Entstehung? S. datiert die Fragen ca. 1240—1250. Sie macht ferner auf kultur-geschichtliche interessante Fragen aufmerksam, z. B. über die Macht des Papstes, vom Lehenseid zu entbinden, über Zauberei und Voraussagen, über Steuerbewilligung, über Kommunismus im Urstand. Simons Interessen liegen wohl mehr auf dem Gebiet der praktischen als der spekulativen Theologie. Leider ist keine vollständige Frage veröffentlicht, die einen ersten Eindruck der Methode und Denkweise hätte vermitteln können. Zu den Werken sei noch eine Predigt erwähnt, *Hec est voluntas Dei sanctificatio vestra* in Cod. Laud. Misc. 511 der Bodleiana Oxford, die nebst anderen *De libro minori fratris S. de Henton* entnommen ist (vgl. *The Bodleian Quarterly Record* 6, 7 [1930] 163—172, wo ich über eine größere Anzahl von Hss mit englischen und französischen Predigten berichtete). Zu den *Quaestiones* sei noch bemerkt, daß nach meinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1924 die *Quaestiones* in Cod. Royal 9. E. 14 in zwei Teile zerfallen. Der erste, *De lege et praeceptis in generali*, ff. 116^v—123^r, schließt: *poteris pervenire auxiliante domino nostro Iesu Christo, qui vivit in secula seculorum. Amen. Deo gratias*. Der zweite, 123^r—133^r, beginnt: *Non habebis deos alienos coram me. Dicto de preceptis omnibus in generali, dicendum est de singulis in speciali . . . cum libidine vindictae non habendo oculum ad iusticiam* (unvollständig). Betreffs der *Summa des Praepositinus* ff. 143^r—190^r der gleichen Hs bleibt mir ein unge-löster Zweifel. Ist es die *Summa* oder eine Bearbeitung? Anfang und

Ende stimmen mit der Summa überein. Aber f. 144^r lesen wir: Propter has obiecciones dicit M. G. — oben opinio magistri G. Puella — quod hoc nomen persona aliter significat divinam naturam, und ebenso: Magister vero Prepositinus dicit quod hoc nomen persona hodie non significat essenciam. Die gleichen Bemerkungen stehen Cod. Harley 3596 f. 5^r und 5^v des Britischen Museums. Meine Aufzeichnungen reichen leider nicht aus, den Zweifel zu lösen. Pelster

Fries, A., Die Abhandlung De anima des Ulrich Engelberti O.P.: RechThAncMéd 17 (1950) 328—331. — In einer Löwener Hs D320 steht nach l. 4 tr. 3 c. 13 der Summa des Ulrich Engelberti ein Traktat De anima, der vom Schreiber des 15. Jahrhunderts einem Johannes von Mecheln zugeteilt wird. Die Herausgeberin der Summa J. Daguillon hält den Traktat auf Grund dieser Angabe für unecht, während O. Lottin für die Echtheit eintritt. Fr. zeigt nun, daß in den früheren Teilen der Summa auf einen solchen Traktat als noch zu verfassenden hingewiesen wird, während er im 6. Buch als geschrieben vorausgesetzt wird. Fr. weist auch auf die starke Abhängigkeit der Schrift von Alberts des Großen De homine hin. Die Abhandlung ist nach 1262 und vor dem 6. Buch der Summa de bono geschrieben. Pelster

Ramon Lull, Das Buch vom Liebenden und Geliebten. Eine mystische Spruchsammlung. Aus dem Altkatalanischen übersetzt und herausg. von L. Klaiber. 8° (156 S.) Olten (1948), Walter. Fr. 5.70. — Ramon Lulls „Libre d'Amic e Amat“ wird hier zum erstenmal in deutscher Sprache aus dem Altkatalanischen nach einwandfreien Textausgaben vorgelegt. Aus dem Geist des Hohen Liedes sind die Aphorismen erwachsen, die, in bilderreicher Sprache mit dem glühenden Temperament des Gottsuchers gestaltet, ihre Quellen und Vorbilder im Arabismus, Franziskanismus und der Troubadourlyrik besitzen. Erst auf dem Hintergrund des seltsamen Lebens von Ramon Lull mit seiner ungeheueren Dynamik wird der Inhalt dieser Sprüche sich erschließen, ein liebebeerfülltes Bild von Gott, dem Menschen und der Welt. Dazu tragen die einführenden Erläuterungen des Übersetzers sowie zahlreiche bibliographische Angaben in verbildlicher Weise bei. Fischer

Melani, G., O.F.M., Tractatus de anima Joannis Pecham (Bibl. di Studi Francescani 1). gr. 8° (LVII u. 160 S.) Florenz 1948, Studi Francescani. L. 600.—. — Der wertvolle Traktat Pechams De anima wird in dieser Edition nach Cod. E. 108 der Stadtbibl. von Sarnano zum erstenmal im Druck zugänglich gemacht. In der Einleitung (XVII—LVII) behandelt M. Echtheit, Quellen, Abfassungszeit, Einteilung, literarische Form usw. des Traktats. Die vermutliche Abfassungszeit liegt zwischen 1277 und 1279. Pecham bewegt sich vorwiegend in augustinischer Tradition, strebt aber eine Synthese mit Aristoteles an und verwendet dazu ausgiebig die Physiologie Avicennas. Im 1. Teil beschäftigt er sich mit dem Wirken der Seele und behandelt folgende Probleme: Das Wesen des Lebens, die geistige Tätigkeit, die Liebe, die Folgen des Inseins der Seele im Leibe. Im 2. Teil werden die Fähigkeiten der Seele untersucht, und zwar: die Vegetation, die Sinnlichkeit und das intellektuelle Erkennen. Der 3. Teil ist dem Wesen der Seele gewidmet; Substantialität, Einfachheit und Unsterblichkeit werden hier behandelt. — Auf den Text selbst (1—51) folgt ein Kommentar des Herausgebers „De psychologia Joannis Pecham in Tractatu de anima“ (53—127). Der Anhang (128—153) enthält einige weitere Texte Pechams über die Erkenntnis im göttlichen Licht, die Zahlen und andere Einzelfragen. — Aus der Fülle der von Pecham im Tractatus de anima behandelten Probleme greifen wir die dynamische Auffassung des Lebens und des Erkennens heraus, ein Kernproblem des Traktats, das der Kommentar nur wenig berücksichtigt. Klar drückt sich diese Auffassung in der Umschreibung des Begriffs des Lebens aus: Vita est actualitas vigoris a Creatore inditi creaturis, per quam ad sui complementum efficaciter ordinatur et ipso obtento in eo quietatur (7). Das „vigere“ wird noch straffer gefaßt als das „ad perfectionem efficaciter tendere, vel in ipsa persistere“ (8). Als unmittelbare Folge dieses „vigere“ wird das desiderium excitans perfectibile ad perfec-

tionem consequendam (8) angesehen; all das steht aber noch vor dem bewußten apprehendere als naturhafte und dynamische Ausrichtung des Seins. Die gleiche Auffassung leuchtet auch in der Bestimmung des Erkennens durch, wenn der Autor meint: *anima . . . ipsa seipsa excitata a sensibus*, in omnem rerum similitudinem se transformat (10). Diese Aussage setzt ohne Zweifel eine naturhafte (aprioristische) Ausrichtung der Seele ad omnes res cognoscibiles voraus. Pecham scheint sich der Tragweite dieser Problemstellung auch irgendwie bewußt zu sein, wenn er diese Annahme in der Nicht-Proportion zu rechtfertigen versucht, die zwischen der res corporalis und der species psychologica (non corporalis) besteht: . . . non potest virtus finita de re corporali facere rem spiritualement (11). Mit dieser Beweisführung gibt sich Pecham aber noch nicht zufrieden; er macht sich selbst folgende Schwierigkeit: Geschieht die aktive transformatio in similitudinem rei wissend oder unwissend? Im ersten Fall scheint die species überflüssig zu sein; im zweiten Fall wäre das Erkennen einem reinen Zufall überlassen (14). in der bemerkenswerten Antwort wird zunächst eine adeptio prima scientiae von einer secunda unterschieden. Beide zusammen machen erst die volle menschliche Erkenntnis aus. Erstere ist die naturhafte Ausprägung, Ausgestaltung (naturalis expressio) des Wissens (notitiae) durch den Geist, und zwar mit Hilfe der augustianischen memoria oder der lux aeterna, die wahrscheinlich als Konstitutionselemente des Geistes aufgefaßt werden. Die secunda adeptio heißt „aggregatio“, worunter ein detailliertes, spezifiziertes Wissen verstanden wird. Von der adeptio prima wird nun gesagt: sic studiosus sciendo aliud discit. Unbewußt oder, besser gesagt, noch nicht klar bewußt wäre in diesem Stadium der detaillierte Inhalt, die konkreten Einzelheiten des Wissens. Die Herausarbeitung dieses letzteren Wissens ist aber nicht dem Zufall überlassen, weil sie gerade durch die Intention des sich eifrig bemühen Geistes ermöglicht wird. Stasch

Böhner, Ph., Zu Ockhams Beweis der Existenz Gottes. Texte und Erklärungen: FranzStud 32 (1950) 50—69. — Der bekannte Ockhamforscher wendet sich in dieser Studie gegen die Darstellung der Theodizee Ockhams in De Wulfs Histoire de la Philosophie Médiévale 1947, die typisch ist für die meisten Darstellungen der Philosophie Ockhams. B. gliedert zunächst die Gotteslehre Ockhams, wie sie sich bei De Wulf findet, in neun Thesen auf, nach denen Ockham einen vollen Agnostizismus vertreten hat. Ihnen stellt er die Edition zweier Texte gegenüber (einen Teil der Q. 1 von Quodl. 1 und eine Quaestio aus den QQ. super libros Physicorum). Nach dem ersten Text unterscheidet O. einen doppelten Gottesbegriff: 1. Gott als das, was erhabener und besser ist als alles andere; 2. Gott als das, im Vergleich zu dem es nichts Besseres und Vollkommeneres gibt. Die Existenz Gottes ist nach ihm bloß unter dem zweiten Begriff Gottes beweisbar, nicht unter dem ersten. Hingegen folgt nach ihm die Einzigkeit Gottes nur aus dem ersten, nicht aus dem zweiten Begriff Gottes. O. verneint demnach die Beweisbarkeit der Einzigkeit Gottes, nicht aber die Beweisbarkeit der Existenz Gottes, d. h. jenes Gottes, der für den tatsächlich einzigen Gott supponiert, obwohl seine Einzigkeit nicht aus seinem Begriff beweisbar ist. — Aus dem zweiten Text geht hervor, daß O., ganz wie Thomas und viele andere Scholastiker, zwar den regressus in infinitum bei Ursachen, von denen die eine ohne die andere sein kann, zuläßt, nicht hingegen bei Ursachen, die zugleich für die Wirkung notwendig sind. Aus der Unmöglichkeit des regressus in infinitum im letzteren Sinn und dem nach ihm gültigen Kausalgesetz folgert er die Existenz Gottes. — Die weit verbreiteten entgegengesetzten Thesen über den Agnostizismus O.s (denen auch mein Philosophisches Wörterbuch bisher folgte) rühren daher, daß die Historiker ihrer Darstellung der Lehre O.s verstümmelte oder aus dem Zusammenhang gerissene Sätze zugrunde legten. Eine gerechte Würdigung der Philosophie Ockhams wird u. E. nur dann möglich werden, wenn uns bald eine leichter zugängliche Ausgabe der Werke Ockhams geschenkt wird. Brugger

Wolter, A. B., O.F.M., Ockham and the Textbooks: On the Origin of Possibility: FranzStud 32 (1950) 70—96. — Fast in allen scholastischen Lehr-

büchern der Ontologie wird Ockham die Auffassung zugeschrieben, die innere Möglichkeit der Dinge sei letztlich in der Allmacht Gottes begründet. W. untersucht die Frage an Hand der Texte, vor allem des Haupttextes (In 1 Sent. d. 43 q. 2), der am Schluß des Aufsatzes ganz abgedruckt ist. In Wirklichkeit ist die Fragestellung dort eine andere. Der Sinn des Textes ist nur, daß zwischen der Möglichkeit des Schaffens und der des Geschaffenwerdens keine Priorität bestehe, daß beide vielmehr als *Correlata* zugleich sind; es ist also gar nicht von der inneren Möglichkeit die Rede. Brugger

Bonmann, O., *De sancto Bernardino Senensi et de ratione editionis operum eiusdem*: Ant 24 (1949) 230—282. — Vom hl. Bernardin von Siena, dem großen Prediger und Reformator Italiens im 15. Jahrhundert, wird in Quaracchi eine Gesamtausgabe vorbereitet. Der 1. Bd. mit der *Ratio criticae editionis* ist bereits 1947 erschienen. Die Besprechung dieser Prolegomena gab B. den Anlaß zu Erwägungen, die von allgemeinem Interesse sind. B. betont scharf, was man bei Bernardin suchen darf und was nicht. Er war kein origineller Theologe, der die theologische Wissenschaft im engeren Sinn gefördert hat. Aber er war ein hervorragender Zeuge des katholischen Glaubens seiner Zeit. Nach den vorbereitenden Untersuchungen zur Dogmatisierung der Himmelfahrt Mariens wissen wir dies Moment besser zu würdigen als vielleicht vorher. Vor allem aber sind die Predigten und Schriften Bernardins von hohem historischen Interesse. Denn sie geben uns einen Spiegel des Glaubens und der Sitten des italienischen Volkes im Zeitalter des Humanismus und der kirchlichen Bemühungen für die Reform. Bernardin ist auch Vater der franziskanischen Observanz. Er gab ihr die Richtung auf die Predigt und das Studium und bahnte so den Weg zu ihrer späteren Größe. B. gelangt so zu einer sehr interessanten prinzipiellen Frage und zu einer Unterscheidung bei kritischen Ausgaben. Es gibt Ausgaben, die allein oder doch vorzüglich den doktrinären Wert eines Werkes berücksichtigen. Es wird alles getan, um die Echtheit des Werkes darzutun, einen Text herzustellen, der allen Anforderungen entspricht, die Quellen zu bestimmen. Aber darüber hinaus geht man nicht. Die Geschichte des Werkes, das Nachwirken, die oft so wichtigen unechten Schriften werden kaum berücksichtigt. B. nennt als Beispiel dieses Typs die so wertvolle Bonaventurausgabe. Er hätte die Leonina, die Philosophes Belges, die Ausgaben von Roger Bacon und viele andere hinzufügen können. Ein solches Verfahren ist bei Autoren von vorwiegend doktrinärem Interesse durchaus verständlich, ja fast notwendig, soll das Werk zu Ende geführt werden. — Es gibt nun anderseits Werke, die nicht in erster Linie rein doktrinäres Interesse haben oder eine Goldgrube für Beweise irgendeiner These darstellen, die aber höchstens historisches Interesse beanspruchen. B. rechnet mit Recht die Schriften des hl. Bernardin zu ihnen. Ihre Ausgabe ist so zu gestalten, daß sie auch dem Historiker ermöglicht, ein recht vollkommenes Bild des Mannes und seiner Zeit und seiner Beziehung zu ihr zu gewinnen. Er fordert deshalb auch eine kritische Ausgabe der alten Biographien des Heiligen, eine quellenmäßige Darstellung des Wirkens auf Zeitgenossen und Schüler. Er betont die Wichtigkeit nicht so sehr der letzten vom Heiligen lateinisch herausgegebenen Predigten der *Quaresimalia* als vielmehr der *Reportata* und der in der Vulgärsprache erhaltenen Schriften. Denn Bernardin hat in seiner letzten Ausgabe bewußt sehr viele konkrete Einzelheiten und Anspielungen auf bestimmte Verhältnisse ausgelassen. Daher genügt eine Ausgabe des endgültig von ihm verfaßten Werkes in manchen Fällen für sich allein nicht. Die Studie enthält noch manche wertvolle Anregungen, so die Herausgabe eines Glossars, einer Übersetzung aus dem Altitalienischen ins Lateinische — ich würde nur dann, wenn der Unterschied allzu groß ist, eine Übersetzung ins Italienische einer lateinischen vorziehen. Der Raum gestattet nicht, auf alle Einzelheiten einzugehen. Ich möchte nur wünschen, daß auch bei den hauptsächlich lehrämtlich tätig gewesenem Männern die historische Betrachtung mehr in den Vordergrund gestellt werde, z. B. die innere Lehrentwicklung. Erst seit wenigen Jahrzehnten fängt man an, auf diesen Punkt bei Thomas zu achten. Fer-

ner sollte das Charakterbild und die wissenschaftliche Eigenart nach den Schriften (z. B. bei Bonaventura) dargestellt werden. Der Mann müßte auch im Urteil seiner Zeit und sein Einwirken auf die unmittelbare Um- und Nachwelt gezeichnet werden, z. B. Thomas im Urteil und in den Schriften der Franziskaner, eines Aegidius oder Heinrich von Gent. Der Artikel verdient beherzigt zu werden, wenn die Forderungen auch hie und da zu ideal sein mögen.

Pelster

Meier, L., *Research on the Ockhamism of Martin Luther at Erfurt*: ArchFrH 43 (1950) 56—67. — Luther bekennt von sich, daß er zur ‚secta Occamica‘ gehört hat. Und in der Tat führt mehr als ein Weg von Ockham zum jungen Luther. M. untersucht nun, wie Luther gerade zu dieser ‚factio‘ und wie er zu den Augustinern kam. Eines ist klar, er hatte in Erfurt die Artes gehört. Dort aber blühte die *via moderna*. So führten schon die ersten Jugendeindrücke zu Ockham. Warum aber trat Luther gerade in den Augustinerorden, wo es in Erfurt so viele andere Orden gab? Der innerste Beweggrund wird, wie bei den meisten Berufen, wohl ein Geheimnis bleiben. Aber es lassen sich doch manche Motive vermuten. Er wohnte als Student nahe dem Konvent der Augustiner; er wird also wohl früh mit ihnen bekannt geworden sein. Aber Luther trat als reifer junger Mann in den Orden ein; der Grund muß also tiefer liegen. M. findet ihn mit Recht darin, daß Luther, der auf ein Lehramt aspirierte, Ockhamist war. Nun aber wurde bei den Dominikanern der Thomismus, bei den Franziskanern der Skotismus gepflegt — M. weist dies für die Franziskaner eingehend nach —, während bei den Augustinern in Erfurt unter Johannes Nathin zu jener Zeit der Ockhamismus eines Gabriel Biel, der übrigens recht gemäßigt in theologischen Fragen ist, hoch in Ehren stand. So hatte Luther einen triftigen Beweggrund, gerade im Konvent der Augustiner sein Heil zu suchen. M. kann einen Erfurter anonymen Sentenzenkommentar in Cod. Praed. 22 der Stadtbibl. Frankfurt (um 1450) anführen, der ausgeprägt Ockhams Charakter zeigt. — M. weist zum Schluß auf die Notwendigkeit der Erforschung der deutschen Theologie des 15. Jahrhunderts hin. Reiche Quellen hierfür liegen für Ostdeutschland in Leipzig, Breslau, Prag, Krakau; sie sind leider heute sehr schwer zugänglich. Was die Augustiner angeht, so folgten sie wenigstens im 14. Jahrhundert, der Blütezeit ihrer Theologie, wenn man vielleicht von Gregor von Rimini absieht, der eklektischen und mehr unabhängigen Richtung ihres Gründers Aegidius von Rom. Für Johannes von Basel hatte Ehrle aus dessen erstem Sentenzenbuch auf 50 Quartseiten die Zitate der scholastischen Autoren gesammelt. Ockham wird nur einige wenige Male genannt und dann als Gegner.

Pelster

da Costa, M. G., *Ineditos de Filosofia em Portugal*. 8° (143 S.) Porto 1949, Tavares Martins. — Der Verf. beginnt mit Braga eine Reihe von Veröffentlichungen über Hss philosophischer Werke von Portugiesen aus der Zeit von etwa 1500 bis etwa 1800 — einige sind noch späteren Datums. Zuerst wird ein Überblick über die Geschichte der Bibliothek von Braga gegeben, die wie so viele andere größtenteils aus den Resten der Bibliotheken von Benediktinern, Jesuiten und Franziskanern gebildet wurde. Ein kleiner Rest in der Bibliothek der philosophischen Fakultät kommt von den Oratorianern. Es handelt sich fast ausschließlich um Schulschriften, die in oft recht sorgfältigen Diktaten bei den Schülern in Umlauf waren. C. hatte den guten Gedanken, eine Liste der häufig vorkommenden Abkürzungen beizugeben; es sind neben einigen neuen meistens die auch im Mittelalter üblichen Kürzungen. Jedenfalls tun sie zur Einführung gute Dienste. Sehr glücklich ist die chronologische Anordnung der Hss, die natürlich bei einem Gesamtkatalog nicht möglich ist. Man hat so ein anschauliches Bild der portugiesischen Schulphilosophie seit 1550. Sie beginnt hier mit dem Porphyriuskommentar des Jesuiten Lobato, dem bald andere Aristoteleskommentare von Benediktinern und Zisterziensern folgen. Vorherrschend bleibt längere Zeit die *Philosophia Conimbricensis* und ihre Ableger. Aber auch hier gibt es eine

ähnliche Entwicklung, wie sie B. Jansen in so vielen Arbeiten für Deutschland und Italien festgestellt hat. Es folgen die mehr selbständigen Traktate. Schließlich hält auch die neue Physik und Naturphilosophie ihren Einzug ebenso wie das Kopernikanische System. Anscheinend haben hier Weltklerus und Oratorianer den mehr traditionsgebundenen Jesuiten und Franziskanern den Rang abgelaufen. Sehr willkommen zumal in nördlichen Ländern sind die Notizen über die einzelnen Autoren und die Bibliographie. Weniger glücklich ist, daß die Abkürzungen mehrfach nicht aufgelöst wurden. Möge der Verf. recht bald auch für andere portugiesische Bibliotheken ähnliche Verzeichnisse veröffentlichen, und vor allem möchte dasselbe für die Theologen geschehen, deren Portugal recht bedeutende aufzuweisen hat.

Pelster

Stegmüller, Fr., Jesuitentheologie in schwedischen Bibliotheken: Arch-HistS.J. 18 (1949) 169—194. — In sehr vielen europäischen Bibliotheken bis in den hohen Norden hinauf finden sich theologische, philosophische und asketische Hss von Jesuiten. Es ist nun ebenso wie bei mittelalterlichen Hss nicht so, als sei alles wertvollstes Gut. Manches darf ruhig seinen jahrhundertlangen Schlaf fortsetzen. Aber einmal finden sich auch unveröffentlichte Traktate von sehr bedeutenden Männern oder getreue Diktat-Nachschriften von ihren Vorlesungen, die dann in alle Länder zerstreut wurden, oder erste Niederschriften von später veröffentlichten Werken, die uns die Entwicklung des Mannes zeigen. Dann dürfen wir nicht a priori urteilen und verurteilen. Es ist sehr wohl möglich, daß sich in bisher unbekanntem Schriften Werke von hohem Werte befinden. Endlich sind auch die Schriften zweiter und dritter Klasse oft charakteristisch für den Stand der Theologie und Philosophie in verschiedenen Ländern. Es bleibt daher nichts anderes übrig als eine sorgfältige Materialaufnahme und erste Durchprüfung. Für sie ist leider, abgesehen etwa von Sommervogel und einzelnen Aufnahmen für beschränkte Zwecke, noch sehr wenig geschehen. Um so erfreulicher ist dieser Bericht über schwedische Bibliotheken, in welche durch den Dreißigjährigen Krieg und vielleicht auch unter Karl XII. manche Jesuitenschriften aus Deutschland und Polen verbracht wurden. Sehr zahlreich sind die zum Teil anonymen Kommentare zur Summa des hl. Thomas. Unter ihnen finden sich solche von Arrubal, Salas und vor allem ein Autograph des großen Lessius zu De gratia (l. 2 q. 109—114), ferner von Vazquez De poenitentia Rom 1587 und einiges von Azor. Diese Kommentare zeigen wieder einmal, von welcher Bedeutung die Jesuitentheologen des 16. und 17. Jahrhunderts für die Ausbreitung der Lehre des hl. Thomas im Norden waren. Von Erklärungen zur Philosophie des Aristoteles scheinen die umfangreichen Vorlesungen des Engländers Robert Jones im römischen Kolleg einer näheren Untersuchung wert zu sein. Sehr dankenswert sind die Personennachrichten, die zum Teil durch P. Lamalle aus dem römischen Archiv der Gesellschaft Jesu geschöpft sind, und ebenso der Verweis auf die gleichen Schriften in anderen Bibliotheken. Möge sich bald jemand finden, der diese Codicographie für andere Bibliotheken aufnimmt.

Pelster